AUFBRUCH

AUFBRUCH

23 Was tun

Klaus Friedrich

25 Wie weiter

- 4 Ein Wort voraus Monica Hoffmann
- 6 Aufbrechen
 Cornelius Tafel
- 7 Aufbruch: ein Topos der abendländischen Tradition *Cornelius Tafel*
- 9 Weltsicht 4.0 Monica Hoffmann
- 14 Denn sie müssen nicht, was sie tun *Roberto Gonzalo*
- 17 Aufbruch Umbruch Abbruch Irene Meissner
- 20 Goldrausch Erwien Wachter

- Cordula Rau

 28 In eigener Sache
- 30 Stadtkritik III
- 36 Brisant
- 43 Vom Bauen
- 46 Sieben Fragen an Sampo Widmann
- 49 BDA
- 58 Persönliches
- 61 Lesen Lust und Frust
- 67 Randbemerkt

Impressum

EIN WORT VORAUS

Aufbruch, ein anspruchsvolles Thema, wie sich herausgestellt hat. Die Begriffsbestimmung von Cornelius Tafel hilft da schon einmal weiter (Seite 6). Gibt es überhaupt einen Aufbruch, fragen manche. Wir sind bereits mitten drin, jubeln andere. Wohin er führen soll? Keiner weiß genau Bescheid. Oder kann man gar nicht mehr von einem Aufbruch sprechen, weil die Digitalisierung unseres Lebens zu permanenten Veränderungen enormen Ausmaßes führt? Gesellschaften geraten dadurch unter Druck, denn wenn sie sich nicht mehr bewegen, wird alles um sie herum ziemlich unscharf.

Ausgehend von der Antike zieht Cornelius Tafel den Leser sozusagen in einen Rausch von Aufbrüchen, der in dem außergewöhnlichen Fall der Avantgarde kumuliert (Seite 7). Trotz gegenteiliger Verkündungen sieht Monica Hoffmann gegenwärtig keinen Aufbruch, meint aber einen kleinen Hoffnungsschimmer ausmachen zu können (Seite 9). Der wird verstärkt durch den Beitrag von Roberto Gonzalo, indem er vorschlägt, die drei Säulen der Nachhaltigkeit neu zu sortieren (Seite 14). Irene Meissner erinnert an eine gute Aufbruchszeit in München in den 1960er Jahren, deren architektonische Zeichen heute allerdings schon wieder abgebrochen sind bzw. kurz davor stehen (Seite 17). Von einem solchen aktuellen Fall berichtet Annemarie Bosch aus Nürnberg (Seite 51). Aufbruch ist nicht gleich Aufbruch, stellt Erwien Wachter fest, und hat mindestens fünf verschiedene allein in der Neuzeit ausgemacht (Seite 20). Angesichts der gegenwärtigen Konfliktlagen plädiert Klaus Friedrich für eine Analyse der Automatismen unseres Tuns (Seite 23). Seine Vermutung, dass sich im Kleinen möglicherweise sogar mehr bewege als gedacht, bestätigt Cordula Rau mit bemerkenswerten Beispielen von Architekturkollegen (Seite 25).

Das wiederum animiert mich zu einem ergänzenden Vorschlag: Wie wäre es mit einem Flug ins All, um unsere Erde anzuschauen und uns bewusst zu machen, dass sie rund ist, wir auf ihrer Oberfläche leben, die kein Zentrum hat, auf der es keine Hierarchien gibt, auf der alles mit allem verbunden ist. Und dabei eine Weisheit von Christian Morgenstern erinnern: "Wir brauchen nicht so fortzuleben, wie wir gestern gelebt haben. Machen wir uns von dieser Anschauung los, und tausend Möglichkeiten laden uns zu neuem Leben ein."

Monica Hoffmann

AUFBRUCH

AUFBRECHEN

Cornelius Tafel

Aufbruch kommt von aufbrechen. Das ist ein Verb, das sowohl transitiv als auch intransitiv gebraucht werden kann: man bricht etwas auf, eine verschlossene Türe zum Beispiel, es kann aber auch etwas von sich aus aufbrechen, eine Wunde etwa. Und von der Gewaltsamkeit dieser beiden Bedeutungen überträgt sich etwas auf die dritte: aufbrechen im Sinne von "sich auf den Weg machen". Die scheinbaren Synonyme haben eine doch etwas unterschiedliche Bedeutung: sich auf den Weg machen wird assoziiert mit einem ruhigen Verlauf, einem Prozess. Im Kompositum: Auf-bruch ist dagegen eben immer auch die Grundform "Bruch" mitgedacht. Wenn einer aufbricht, ist es mit der Ruhe vorbei, für ihn

selbst und für die anderen auch, daher spricht das Deutsche zu Recht vom Auf-bruch, der immer etwas verändert, denn anders als bei einer Unterbrechung ist ja nach dem Aufbruch alles anders, für die Weggegangenen ebenso wie die Gebliebenen. Trotz aller Ankündigung und Vorbereitung ist der Aufbruch immer eine Störung, oder, wie es Friedrich Torberg seiner lebensklugen und lebenserfahrenen Tante Jolesch in den Mund gelegt hat, Aufbrüche sind immer überstürzt

AUFBRUCH: EIN TOPOS DER ABENDLÄNDISCHEN TRADITION

Cornelius Tafel

Der Aufbruch zu neuen Ufern ist ein Topos der abendländischen Tradition: Bereits die Vorfahren des heutigen Europa, die antiken Griechen, befanden sich in ständigem Aufbruch. Die homerischen Epen sind voll davon; Stagnation, sei es die allgemeine des vor Troja lagernden Heeres oder die individuelle des Odysseus auf der Insel der Kirke, führt zur Krise und zu neuen Aufbrüchen. Dies gilt nicht nur für den Mythos, sondern auch für die Realhistorie. Aufgrund von Bevölkerungsexplosion und Nahrungsmangel waren Aufbrüche und Neugründungen ganzer (Stadt-)Staaten im antiken Griechenland alltäglich und unvermeidlich. Der Gründungsmythos Roms knüpft an die griechische Tradition an: Der Gründung der Stadt geht der Aufbruch des Äneas aus dem brennenden Troja voraus. Auch die andere Wurzel des christlichen Abendlandes, die jüdische Tradition, ist voll von Aufbrüchen. Urvater Abraham aus Ur in Chaldäa, Moses aus Ägypten, ebenso die Lebensgeschichte Jesu, bereits vor seiner Geburt: "da machte sich auf Josef…", später dann die Flucht nach Ägypten.

Aufbrüche sind existentiell, keine Reisen mit gesicherter Wiederkehr. Sie entstehen aus unhaltbaren Zuständen, sind unwiderruflich. Später sind die Völkerwanderung, die Ausbreitung des Islam, die Kreuzzüge solche Bewegungen. Man könnte meinen, dies sei nun mal ein Kennzeichen der Weltgeschichte, dass Krisen zu Aufbruchbewegungen führen. Doch andere Kulturen mit nicht minder bewegter Geschichte, wie die chinesische oder japanische, haben ein ganz anderes Weltbild als die europäisch-vorderorientalische Tradition. Geschichte wird dort traditionell als mehr oder weniger starke Annäherung an ein gesellschaftliches Leitbild (oder als Entfernung davon) verstanden, nicht als dynamische Abfolge immer neuer Entwicklungen – Maos permanente Revolution ist ein westlicher Gedankenimport.

Die Ausbreitung europäischer Macht führt zu Aufbrüchen in die neue Welt, im großen Stil; auch Aufbrüche kleiner Gemeinschaften können von großem Einfluss auf die Zukunft sein: die Überfahrt der Mayflower ist geradezu ein Gründungsmythos der USA. Das Weltbild der Nordamerikaner ist bis heute beeinflusst von der Pioniermentalität, mit der sich die europäischstämmigen Bewohner – Go West! – den Kontinent unterwarfen; er setzt sich fort in den Weltraumprogrammen der NASA.

Eine Form des Aufbruchs ist der Umsturz, die Revolution: Die Revolution ist nicht einfach ein Machtwechsel, sondern ein Systemwechsel. Auch diese ist ein Topos abendländischer Geschichte von den Verfassungskrisen des antiken Griechenland bis zur Gegenwart.

So gehören zum Aufbruch der westlichen Tradition die religiöse und weltanschauliche Dimension – viele der zuvor beschriebenen Aufbrüche sind religiös motiviert oder wenigstens legitimiert – als auch die Verursachung aus einer Krise oder einer als krisenhaft empfundenen Ausgangslage, die wiederum zur Abwehr oder zum Untergang dieser auslösenden Faktoren führt: Der Auszug des Volkes Israel lässt – im Mythos, nicht in der realen Geschichte – ein zerstörtes ägyptisches Land zurück, die Puritaner ein (ihrer Meinung nach) verderbtes England und die NASA (so dargestellt

im Film "Interstellar" von Christopher Nolan) einen unbewohnbar gewordenen Planeten.

Der Aufbruch als Topos ist im abendländischen Denken so verwurzelt, dass er aus der religiös-politisch-militärischen Ebene auch auf Kultur und Kunst übergreift: So werden selbst Rückgriffe auf frühere Traditionen, wie die karolingische oder italienische Renaissance, die zisterziensische Reform oder die literarische französische Klassik des 17. Jahrhunderts als Aufbrüche verstanden. Der Aufbruch ist auf Abkehr, Widerspruch und Gegenwehr eingestellt.

Selten fallen kulturelle und politische Aufbrüche zusammen: Die Uhren kultureller und politischer Entwicklungen ticken, obwohl beide in den gesellschaftlichen Voraussetzungen wurzeln, unterschiedlich. Die französische Revolution war gewiss nicht ohne Einfluss auf die Kultur; doch eine Parallelität von politischer und kultureller Revolution lässt sich nicht herstellen. Die beherrschenden Zeitströmungen Klassizismus und Romantik haben ihre Wurzeln im 18. Jahrhundert und wurden durch die politischen Ereignisse der Revolution beeinflusst, aber nicht hervorgerufen. Wie eigenständig sich die beiden Potenzen Kultur und Politik verhalten, zeigt sich

gerade im gescheiterten Versuch, Politik und Architektur im Begriff der sogenannten Revolutionsarchitektur zusammenzuführen: Die Neubetrachtung dieses von Emil Kaufmann 1933 geprägten Begriffes anlässlich des 200-jährigen "Geburtstages" der Französischen Revolution bewies, dass eben dieser Zusammenhang nicht herzustellen war.

Es gibt allerdings einen welthistorischen Moment, in dem kultureller und politischer Aufbruch zusammenfallen – wir werden auch hier in wenigen Jahren ein Jubiläum begehen können. Gemeint ist die Geburt der Avantgarde aus den Trümmern der Vorkriegsordnung in den Jahren 1917/18/19. Während in Russland und Deutschland nach politischen Revolutionen sich neue Machtstrukturen etablierten, entstanden in diesem revolutionär aufgeheizten gesellschaftlichen Klima auch künstlerisch radikale Tendenzen. Wenn zwar historisch voneinander unabhängig, fallen die Daten für die verfassunggebende Nationalversammlung und die Gründung des Bauhauses signifikant zusammen: Weimar 1919. Die Parallelität beider Entwicklungen hatte Folgen für Kultur und Politik. Sie führte in den Folgejahren zu einer Ästhetisierung der Politik und zu einer in diesem Ausmaß bis dato nicht gekannten Politisierung der bildenden Künste und besonders der Architektur. Die bis heute anhaltende provokative Kraft der Moderne verdankt sich nicht nur immanenten Faktoren, wie ihrer künstlerischen Radikalität, sondern auch ihrer (oft nur scheinbaren, aber propagandistisch inszenierten) Bindungen an politische und gesellschaftliche Ideologien.

Dieser alle Lebensbereiche umfassende Aufbruch um die Jahre 1917 bis 1919 ist historisch einzigartig: er prägt unsere Gesellschaft bis heute

WELTSICHT 4.0

Monica Hoffmann

Von einer neuen Welt ist die Rede. Von einer der größten Chancen Deutschlands, sofern es sich rechtzeitig auf die Digitalisierung und Vernetzung aller Produktionsabläufe und der gesamten Wertschöpfungskette in Echtzeit einlasse. Dieser Markt dürfe auf keinen Fall allein den USA überlassen werden, wie dies zu Zeiten der New Economy geschehen sei, als das Web hierzulande als vorübergehende Mode abgetan wurde und sich die Verantwortlichen heute angesichts von Amazon, Facebook, Google und Wikipedia ungläubig die Augen reiben.

Nach der Erfindung der Dampfmaschine 1784, der Einführung von Elektrizität 1870 und der Entwicklung des Computers zu Beginn der 1970er Jahre stehen wir angeblich kurz vor der vierten industriellen Revolution. Bosch und Siemens arbeiten bereits daran. Im Jahresbericht 2013 von Siemens ist zu lesen: "Es klingt nach Science-Fiction: Maschinen organisieren sich untereinander weitgehend selbst, Lieferketten stimmen sich automatisch ab, und Rohprodukte liefern ihre kompletten Fertigungsinformationen selbst an diejenigen Maschinen, die sie vollenden. Mit diesen

Stichworten kündigt sich der Wandel der industriellen Fertigung zur Produktion der Zukunft an."

Und die Softwareentwickler jubeln. So auch John Chambers, wie im November 2014 in der Süddeutschen Zeitung zu lesen war. John Chambers ist Chef des Netzwerksausrüsters Cisco. Dieses Unternehmen hat ausgerechnet, "..., dass Deutschland in den nächsten zehn Jahren von der konsequenten Wende hin zur Vernetzung der Industrie mit 700 Milliarden Euro zusätzlicher Wertschöpfung profitieren kann. Das wäre ein weiteres Wachstum der Volkswirtschaft von zwei Prozent pro Jahr – zehn Jahre lang." Das wiederum unterstützt den "Brisbane Action Plan", den die zwanzig größten Wirtschaftsnationen im vergangenen Jahr in Australien verabschiedet haben. 800 Maßnahmen werden darin vorgestellt, die gemäß Berechnungen des Internationalen Währungsfonds und der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung das globale Wirtschaftswachstum bis 2018 um insgesamt 2,1 Prozentpunkte zusätzlich zu den bisherigen Prognosen steigern sollen.

Mittendrin in diesem Geschehen der Digitalisierung sind bereits Architekten und deren Softwareentwickler. Ein Zauberwort ist BIM. Wikipedia hat mich schlau gemacht: "Der Begriff Building Information Modeling (kurz: BIM; deutsch: Gebäudedatenmodellierung) beschreibt eine Methode der optimierten Planung, Ausführung und Bewirtschaftung von Gebäuden mit Hilfe von Software. Dabei werden alle relevanten Gebäudedaten digital erfasst, kombiniert und vernetzt. Das Gebäude ist als virtuelles Gebäudemodell auch geometrisch visualisiert (Computermodell). Building Information Modeling findet Anwendung sowohl im Bauwesen zur Bauplanung und Bauausführung (Architektur, Ingenieurwesen, Haustechnik,

Architecture, Engineering and Construction) als auch im Facilitymanagement." Ziel dieser Technik ist ein kontrollierter Prozess vom ersten Entwurfsgedanken bis zur abschließenden Beseitigung eines Gebäudes im Sinne nachhaltigen Bauens für die Zukunft.

Auf den ersten Blick klingt das nicht schlecht. Bei genauerer Betrachtung könnte einem für den Berufsstand der Architekten allerdings mulmig werden. Wenn allein schon die Technik in Gebäuden zu immer mehr Zwängen führt, wenn außerdem die Digitalisierung voranschreitet wie beschrieben, werden die Architekten bald mehr kontrolliert als dass sie den Bauprozess selbst in der Hand haben, und irgendwann wird die Technik so weit fortgeschritten sein, dass mit immer perfekteren Fertigprodukten und prima funktionierenden 3D-Druckern Bauherren und Techniker das Bauen selbst steuern. Und angesichts der drohenden Gefahr, dass in Kürze Supercomputer ein Haus und die darin lebenden Menschen digital steuern, hat Rem Koolhaas davor gewarnt, jede technische Neuerung mit masochistischem Enthusiasmus zu umarmen, da die Architektur dann bald kollabieren und radikal zerstört werden könnte.

Dies kann sogar ziemlich rasch geschehen, da sich die digitale Einflussnahme auf unser Leben enorm beschleunigt. Natürlich wissen wir längst, dass wir mit permanenten Veränderungen zu tun haben. Das war schon den alten Griechen klar. Damals und bis zur ersten industriellen Revolution ging die Veränderung auch noch gemächlich zu. Wenn panta rhei das Sein als Werden in einem stetigen Fluss denkt, hat sich der zu einem reißenden verwandelt. Das Fatale daran ist: die negativen Folgen vorheriger industrieller Revolutionen sind noch nicht einmal behoben. Weil das Rechtssystem immer noch hinterherhinkt, weil die Rufe nach sozialer Gerechtigkeit und Fairness seitens der Politiker und Ökonomen nur Lippenbekenntnisse sind und weil die Rufe derjenigen, die eine ethische Dimension einfordern, nicht ernst genommen werden. Das Ökonomische dominiert das Humane gnadenlos. Korruption, Armut, Naturkatastrophen, Orientierungslosigkeit, Kriege, die Nachrichten sind voll davon.

Und trotzdem steht mit der Industrie 4.0 schon wieder ein Umbruch vor der Tür. Der auch zum Einbruch werden kann. Denn ein Aufbruch ist nicht in Sicht. Weit und breit kann ich ihn nicht sehen. Wie auch? Immer schneller und immer mehr ist nur eine Fort-

setzung des Alten. Ein Aufbruch hätte einen hohen Anspruch. Da müssten wir vorher Fehler eingestehen, die unsere Lebensgrundlagen Wasser, Luft und Boden zu vernichten drohen, da müssten wir Abschied nehmen von alten Dogmen, wie dem ewigen Wirtschaftswachstum, da müssten wir unsere arrogante Selbstsicherheit aufgeben, um unser Weltbild zum Wohle des Ganzen und aller Menschen neu zu denken. Angesichts der enormen Komplexität der Gesamtlage sehe ich statt Aufbruch eher Ratlosigkeit und viele Scheingefechte.

Ich denke, wir sollten endlich die Augen dafür öffnen, dass wir inzwischen in eine Dimension vorgedrungen sind, die wir nicht mehr mit unserem alten Denken bewältigen können. Diese Ahnung hat sogar die Geologen auf den Plan gerufen, die inzwischen von einem neuen Erdzeitalter sprechen. Sie haben die "Anthropocene Working Group" gegründet, über die am 25./26. Oktober 2014 in der Süddeutschen Zeitung berichtet wurde. Die Mitglieder dieser Gruppe gehen davon aus, dass der Mensch mit seiner frenetischen Aktivität so tief und nachhaltig in die Welt eingegriffen habe, dass es Natur im bisherigen Sinne, also als Gegenkonzept zur Sphäre des Menschen, nicht mehr gebe. Damit gerate unser bisheriges Weltbild aus den Fugen, "das auf der stabilen Beziehung von Natur und Kultur, Subjekt und Objekt beruhte – und damit auf der Repräsentationsbeziehung zwischen Mensch und Welt, die der Kultur seit der Höhlenmalerei zugrunde liegt." Nun sind wir in unserer Entwicklung tatsächlich an einem Punkt angelangt, für den wir noch keine Sprache hätten, für den neue Bilder und Erzählformen zu suchen seien. Und weiter heißt es in dem Beitrag, dass die Wissenschaft allein wohl nicht mehr in der Lage sei, dass sich der Mensch so weitreichende Befunde begreiflich machen könne.

Die einzige Chance sehen sie in der Verbündung der Wissenschaft mit der Kunst.

Dass die Kunst die Kraft habe, zur Deutung dieser Welt beizutragen, davon ist auch Okwui Enwezor überzeugt. Der Leiter des Münchner Hauses der Kunst: "Sie hätte die konzeptuelle, ästhetische, politische, ethische und repräsentative Klarheit, uns dazu zu bringen, die Welt in weniger reduzierten Begriffen zu denken, um Politik und Kunst zu verbinden." Unterstützung erfährt er aktuell von Kent Nagano, dem Dirigenten, sowie seiner Koautorin Inge Kloepfer, die in ihrem kürzlich erschienenen Buch "Erwarten Sie Wunder" mit einer erstaunlichen Leidenschaft von der inspirierenden und gemeinschaftsbildenden Kraft der klassischen Musik schreiben. Natürlich sind das keine neuen Erkenntnisse, dass Malerei, Bildhauerei, Poesie und Musik über ästhetische Erlebnisse Empfindungen in uns auslösen, die über uns selbst hinausweisen, die uns auf elementare Weise das Gefühl der Verbundenheit geben, was der Verstand alleine nicht vermag, oder eine Distanz zwischen uns und der Welt herstellen, die uns verstehen und verändern hilft. Darüber haben bereits Friedrich Schiller, Jean-Jacques Rousseau, Friedrich Nietzsche und viele andere philosophiert. Dieses Wissen ist nicht verloren, aber von der Macht des Kapitals verdrängt worden. Dermaßen in die Ecke getrieben und selbst davon betroffen, haben einige Künstler nun damit begonnen, ihr kritisches, kreatives und politisches Potential zu nutzen.

Es könnte spannend werden, denn plötzlich tut sich auch andernorts etwas. Nach ihrer Teilnahme am World Economic Forum in Davos plädiert beispielsweise die Organisationstheoretikerin Lynda Gratton (siehe Buchbesprechung in BDA 2.12) gemeinsam mit

Neurowissenschaftlern angesichts der komplexen globalen Probleme dafür, dass wir endlich unsere Gewohnheiten aufgeben, nur unter unseresgleichen zu kommunizieren. Und der Soziologe Bruno Latour geht noch weiter, indem er gleich Existenzweisen benennt, die unsere Überlebenschance erhöhen: der Ökologie einen gebührenden Platz einräumen, nicht länger zulassen, dass allein der Westen die Geschicke des Planeten Erde bestimmt und dass schließlich der Mensch sich von seiner eigenen Vorstellung als "Krone der Schöpfung" verabschiedet in der Erkenntnis, dass auch er an seine Grenzen stößt. Also doch der zarte Beginn eines Aufbruchs?

Unter diesem Aspekt ist es bemerkenswert, dass Rem Koolhaas als Leiter der Architekturbiennale 2014 die Grundelemente der Architektur in seiner Ausstellung in den Mittelpunkt geholt hat. Koolhaas fordert mit diesem mutigen Signal, zumindest habe ich ihn so verstanden, ein Innehalten heraus, und ich bin gespannt, was sich daraus entwickeln wird und welche inspirierenden ästhetischen Antworten daraus entstehen werden. Ich wünsche der Architektur jedenfalls, dass auch sie Grenzen überschreitet und sich als Baukunst an der Entwicklung einer neuen Erzählung für unser Leben auf der Erde beteiligt.



Inspiration

Einen Hauch unerwartet, einen Schritt weiter in Richtung Horizont, einen Gedanken eingefangen und umgekehrt ein Bild gezeichnet, das noch nie gesehen war. Raum beseelt, Auge erfreut, geplant, gebaut und vollendet.

KNAUF

www.knauf.de

DENN SIE MÜSSEN NICHT, WAS SIE TUN

Roberto Gonzalo

Vor einiger Zeit habe ich für die BDA Informationen (Heft 1/11) einen Beitrag mit dem Titel "Denn sie tun nicht, was sie wissen" verfasst, in dem ich eine scheinbar unwissentliche Unschuld am ökologischen Zustand der Architektur abgelehnt und die eigene Verantwortung dafür angemahnt habe. Der hier vorliegende Artikel ist keine Fortsetzung davon, sondern der Versuch, die Gründe der Abkehr von einer nachhaltigen Praxis zu durchleuchten und nach Wegen aus dieser Situation zu suchen.

Muss alles so sein, wie es ist? Einmal akzeptiert, dass unser Betätigungsfeld als Architekten, wenn auch umfangreich, doch nicht alles umfassend ist oder sein kann, stellt sich die Frage, ob die Feststellung der relativen Wirkung unseres Tuns, wie zum Beispiel das Passivhaus mit dem C-Klasse-Wagen vor der Tür, nicht dazu führen sollte, eine radikalere Stellung zu beziehen. Wenn ja, welche?

Spektakuläre Erscheinung, beeindruckende Komplexität, leichte Erreichbarkeit, Geschwindigkeit und selbstverständlich auch Energieeffizienz sind einige der Merkmale der jetzigen Entwicklung. "Schon zeigt es sich, daß die Erfindungen nicht mehr, wie früher, Mittel sind zur Abwehr der Not und zum Genusse; vielmehr sind die Not und der Genuß Absatzmittel für die Erfindungen. Die Ordnung der Dinge hat sich umgekehrt." (1) Diese Feststellung machte Gottfried Semper bereits Mitte des 19. Jahrhunderts.

Die Möglichkeiten einer im energetischen Sinne konstruktiv und technisch optimierten Architektur sind bereits weit fortgeschritten und in zahlreichen Beispielen demonstriert. Maßnahmen zur Energieeffizienz, wie beispielsweise der Einsatz von mehr und besserer Technik, die Nutzung neuer Materialien oder die Verbesserung der Dämmeigenschaften der Gebäudehülle (Effizienz) in Verbindung mit dem Einsatz erneuerbarer Energieträger (Konsistenz) genießen eine zunehmende Akzeptanz, auch wenn damit mehr Kosten oder lange Amortisationszeiten verbunden sind. Die dadurch gewonnene Komfortsteigerung ist eine anerkannte Kompensation dafür. Diese überspitzte Effizienz unterminiert aber jegliche Anstrengung zur Suffizienz, da es sich letztendlich um einen "geringen Restverbrauch" handelt. Der materielle Mehrverbrauch ist dann die Folge.

Diese von der Technik geprägte Architektur agiert nach dem Postulat "Probieren geht über Studieren" und verherrlicht die Frage nach dem Wie etwas gemacht wird, ohne über das Was zu reflektieren. Es wird der Eindruck erzeugt, technisch alle Probleme lösen zu können, ohne unsere Bauten grundsätzlich in Frage stellen zu müssen.

Die Beliebtheit einer nachhaltigen Einstellung in der Architektur wächst proportional zur Beliebigkeit in der Auslegung des Konzeptes und zur Unverbindlichkeit in der Feststellung von Prioritäten. Die drei Säulen der Nachhaltigkeit: Suffizienz, Effizienz und Konsistenz sind nicht gleichwertig und dürfen nicht additiv oder als gegenseitiger Ersatz betrachtet werden. Für die Architektur wäre die richtige Reihenfolge zuerst Bedürfnisse zu definieren (Suffizienz, Was?), dann das Nötige mit weniger Energie und Ressourcen zu erstellen und zu betreiben (Effizienz, Wie?), um schließlich diesen Restbedarf aus nachwachsenden Quellen zu stillen (Konsistenz, Womit?).

Die zwei letzten Schritte sind Fragen des Verfahrens, das heißt systemimmanente Parameter, die sich gerne optimieren lassen. Das können wir bereits gut; wir können sogar mehr als wir müssten. Die Festlegung der Suffizienz sieht dagegen weniger reizvoll aus. Häufig werden Reduktion und Verzicht mit dem assoziiert, was in einer Wachstums- und Konsumgesellschaft negativ aufgefasst wird. Die Ökonomie misst Wachstum mit Geld und impliziert, dass mehr für den Wohlstand besser ist. Dieses System ist nicht zukunftsfähig und funktioniert nur solange Ressourcen zur Verfügung stehen und negative Folgen externalisiert werden können. In ähnlicher Form: gutes Essen ist gesund und erzeugt Genuss, wir haben jedoch Kalorien zum Wohlstandsmaß gemacht.

Nachhaltigkeit setzt Notwendigkeit voraus. Als Gott das Manna vom Himmel fallen ließ, ordnete Er an, nur so viel zu sammeln wie jeder zum Essen braucht, nicht weniger und nicht mehr. (2) Es geht also darum, das richtige Maß zu finden. Suffizienz mit "weniger" gleichzusetzen, ist nur eine unzureichende Auffassung davon. Bedürfnisse sind nicht nur ein physiologischer, sondern auch ein kulturgeprägter Begriff und als solche in einem fortlaufenden Prozess zu hinterfragen und immer neu zu definieren. Nicht alles müssen, was wir können, stellt in dieser Hinsicht ein Befreiungspotential von unreflektierten Gewohnheiten dar.

Es wird befürchtet, dass der beschleunigte ökologische Zerfallsprozess unaufhaltbar ist, vor allem wegen der Trägheit bei der Durchführung der notwendigen Gegenmaßnahmen. Schnelle Veränderungen sind nötig, heißt es, mit der Betonung auf "schnelle". Paradoxerweise zeichnet das Gegenteil, die Langsamkeit, einen möglichen Weg aus dem Problem auf der Suche nach einer sicheren Definition von Bedürfnissen und Nachhaltigkeit.

Für den Genuss, der aus der ernsthaften Auseinandersetzung mit einer Materie entsteht, bleibt üblicherweise keine Zeit. Die faustische Seele blickt nicht zurück, aber auch nicht nach vorne. Nur die Gegenwart zählt, und die erfordert ein schnelles Zugreifen. In der Agrapha wird erzählt, dass der Teufel seine Dämonen nach der Geburt des Erlösers mit den Worten Mut machte: "Dennoch sollt ihr aber die Kinder Adams immer wieder in Versuchung führen, indem ihr ihnen einredet, irgendetwas sei schnell und leicht zu tun." (3) Klingt nach dem Vertriebsargument jeglicher bisher entstandener technischer Entwicklung. Die Frage danach, ob damit ein Bedürfnis gestillt wird, entfällt. Diese Versuchung bildet den

Ursprung des ungezügelten (und ebenso unbefriedigenden) Konsums. Dabei ist klar festzustellen, dass der Konsum nachhaltiger Produkte trotzdem Konsum bleibt und damit als allgemein gültige Lösung ausscheidet.

In der Langsamkeit verweilt das Vergnügen. Die Reflexion benötigt Zeit, um den Geist zu nähren. Wer Zeit auf diese Art (er-)lebt, verbraucht keine Materie. Nachhaltigkeit kann weder durch Einsicht in die gegenwärtige Situation noch durch Angst über die Zukunft verinnerlicht werden. Neue Prozesse mit neuer Messskala (Zeit, Glück, Genuss) müssen entstehen. Qualität wird dadurch Quantität verdrängen und einen zuverlässigen Weg zeichnen, um Suffizienz zu erlangen. Henry Thoreau hat diesen Weg schon geschildert und den gesamten Zusammenhang in einem Wort erfasst: "Simplify!" (4)

Der verbreitete Wunsch, in Einklang mit der Natur zu sein, soll aber nicht zu einer öko-hedonistischen, selbstheilenden Attitüde führen. Das würde manche pragmatische Versuche einer wohltuenden, radikaleren Änderung verhindern. Veränderungen implizieren einen Verstoß gegen eine etablierte Ordnung, benötigen ein grundsätzliches Wissen, um die Zusammenhänge zu verstehen, aber ebenfalls Mut, da meist der Ausgang dieser Prozesse ungewiss ist. Mut kann sich nur aus der Sehnsucht nach inhaltlicher Erneuerung nähren. Diese Sehnsucht ist für die Definition von Bedürfnissen unabdingbar.

Suffizienz als blanke Reduktion, auch wenn sie nur den Überfluss betrifft, behält den Beigeschmack von Verlust. Neue Qualitäten zu erzeugen wirkt dagegen erfrischend. Auf der Suche nach einer Steigerung der Qualität statt Quantität sollten Emotionen abgerufen werden, die den wahren Charakter unserer Bedürfnisse offenbaren und zu einer weitreichenden, materiellen Unabhängigkeit führen bzw. zu einer Aufwertung dessen, was wir uns an Materiellem bemächtigen.

Aus dieser Perspektive kann die Ratlosigkeit vor der Zukunft unseres Berufes nur als Blindheit angesichts der umfangreichen Aussichten interpretiert werden. Abgesehen von handwerklichen Planungsstrategien für eine suffiziente Architektur, wie Optimierung der Fläche, Funktionsüberlagerung, flexible Grundrisse, eröffnen Konzepte wie Einfachheit, genüssliche Langsamkeit oder Sinnlichkeit vielfältige Spielräume, um diesen Prozess inhaltlich zu bereichern. Die Auseinandersetzung mit der Frage, was wir tun müssen, stellt so gesehen eine höchst kreative Herausforderung dar.

- 1 Gottfried Semper: Wissenschaft, Industrie und Kunst, Neue Bauhausbücher, Hrsg. Hans M.Wingler.
- 2 Exodus, 16, 16-18
- 3 Arabische Agrapha, Agraphon 179 in Berger / Nord: Frühchristliche Schriften, Insel Verlag
- 4 Henry Thoreau: Walden: or Life in the Woods, 1854

AUFBRUCH – UMBRUCH – ABBRUCH

Das Beispiel München Irene Meissner

Nach dem Zweiten Weltkrieg, nach der Trümmerbeseitigung und einem vielfach rekonstruierenden Wiederaufbau kündigte sich mit der 800-Jahrfeier Münchens 1958 ein architektonischer und stadtpolitischer Aufbruch und Umbruch an. Die Stadt war doppelt so schnell wie jede andere deutsche Großstadt gewachsen. Bei Kriegsende zählte München nur noch etwa 450.000 Bewohner, 1957 überschritt die Einwohnerzahl erstmals die Millionengrenze. Der Stachus avancierte zum am meisten befahrenen Platz Deutschlands, und die Aufnahmefähigkeit der "Isar-Metropole" schien erreicht zu sein. Der 1960 ins Amt berufene Oberbürgermeister des "1,17-Millionen-Dorfes", Hans-Jochen Vogel, erkannte die Notwendigkeit einer umfassenden Stadtentwicklungsplanung, um München in eine "Metropole mit Weltstadtcharakter "umzuwandeln. Eine Expertenkommission um den Kieler Stadtbaurat Herbert Jensen erarbeitete von 1959 bis 1963 einen umfassenden Plan, nach dem der Aufbruch Münchens in eine neue Zeit erfolgen sollte: Während in der Innenstadt autofreie Zonen ausgewiesen wurden, sollten durch den Ausbau des Altstadtrings, den Bau einer Isarparallele, eines Mittleren- und eines Autobahn-Rings sowie durch Entlastungszentren und Satellitenstädte die verkehrstechnischen und städtebaulichen Weichen für den Aufbruch in die Moderne gestellt werden.

Der Bau der U-Bahn und der Ausbau des Mittleren Rings begannen, und auf den Bautafeln hieß es: "München wird moderner". Im Herbst 1964 kürte "Der Spiegel" München zu "Deutschlands

heimlicher Hauptstadt" und zeichnete ein Bild der Stadt zwischen Tradition und Modernisierung. Der damalige Bundeskanzler des Wirtschaftswunders, Ludwig Erhard, erklärte im Nachrichtenmagazin, die Nähe Münchens mache ihm seinen von Sep Ruf gestalteten Bungalow am 65 Kilometer entfernten Tegernsee so "lieb und wert". München wuchs zum größten Dienstleistungszentrum der Bundesrepublik und übte eine enorme Sogkraft auf Wirtschaft und Industrie aus. Mit dem Aufbruch war aber auch ein Maßstabssprung verbunden, weg von den bescheidenden Bauten der unmittelbaren Nachkriegszeit hin zu architektonischen Großformen. Um der anhaltenden Wohnungsnot Rechnung zu tragen. entstanden ab 1965 Entlastungsstädte, wie Neuperlach für 70.000 neue Bewohner und Großsiedlungen, wie der Arabellapark. Neben diesen Großprojekten wurden Gebäude für Verwaltung, Forschung und Bildung sowie Kirchen und Kaufhäuser gebaut, darunter viele architektonische Besonderheiten, wie beispielsweise der imposant-markante, auf einem Sechseckraster basierende Betonbau des Ordenshauses der Jesuiten am Nymphenburger Park von Paul Schneider-Esleben, das von Hans Maurer errichtete Siemens-Hochhaus in Obersendling mit einer gläsernen Curtainwall und die Osram-Verwaltung in Untergiesing

von Walter Henn. München setzte damit erstmals Zeichen zur modernen Architektur in Deutschland.

Durch die Zuteilung der Olympischen Spiele 1966 erhielt die Stadt einen weiteren wirtschaftlichen und architektonischen Schub. Mit den olympischen Sportstätten von Günter Behnisch und Partner entstand eine Anlage von internationalem Rang. In diesem Umfeld wurden einige weitere bedeutende Neubauten errichtet, genannt seien nur das BMW-Hochhaus von Karl Schwanzer und das Hochhaus der HypoVereinsbank von Walther und Bea Betz. Mit der Wohnanlage an der Genter Straße entstand eine in ganz Deutschland beachtete neue Wohnform. Im Zuge der gesellschaftlichen Aufbruchstimmung nach 1968 versuchten Otto Steidle, Doris und Ralph Thut neuen kommunikativen Lebensformen mit einem für den Wohnungsbau adaptierten industriellem Tragsystem architektonische Gestalt zu geben. Zu den Münchner Wohnexperimenten zählte auch Richard Dietrichs Prototyp der "Metastadt", der Anfang der 1970er Jahre für einige Zeit auf dem Nordgelände der Technischen Hochschule stand. Hier schienen sich der Traum vom Häuserbau am Fließband und das Ideal eines variablen und mobilen Städtebaus zu verbinden. Die Technikeuphorie und der Glaube an unbegrenztes Wachstum gipfelten in der von Justus Dahinden geplanten "Freizeitstadt Schwabylon". Als erste Stadt in Europa erhielt München eine große überdachte Einkaufs- und Vergnügungsmall, ein Bautyp der gerade in Nordamerika entstanden war. Die einzigartige Pop-Architektur, fast eine Verwirklichung der Archigram-Fantasien, mit 660 Wohneinheiten, Hotel, Eislaufbahn, dem Freizeitkaufhaus Schwabylon sowie dem Nachtclub Yellow Submarine mit Haifischbecken wurde allerdings bereits fünf Jahre später wegen Unwirtschaftlichkeit wieder abgerissen. Das Projekt

war nach dem Ölschock 1973 in die Rezession geglitten, die den Aufbruch schlagartig zu Fall brachte

Mit der Energiekrise begann ein Umdenken. der Erhalt einiger Projekte der Aufbruchszeit wurde diskutiert und seit Mitte der 1980er Jahre kam es zu Abbrüchen und Umbauten. Der Spitzhacke zum Opfer fielen beispielsweise das Hertie-Hochhaus an der Münchner Freiheit (Franz Hart), das Landesversorgungsamt Bayern in der Heßstraße (Gebrüder Luckhardt), die Alte Chemie am Alten Botanischen Garten (Albin Steininger, Universitätsbauamt München), die Institutsbauten der TU München vis-à-vis der Alten Pinakothek (u.a. Franz Hart), das AGFA-Hochhaus an der Tegernseer Landstraße (Claus Winkler, Georg Hellmuth Winkler), das "Schwarze Haus" in der Altstadt (Detlef Schreiber, Herbert Groethuysen, Gernot Sachsse), das Kaufhaus Karstadt am Dom (Franz Hart), die Zentrale Hochschulsportanlage im Olympiapark (Heinle, Wischer und Partner). Das Jesuitenkloster (Paul Schneider-Esleben) wurde in eine Luxuswohnanlage umgebaut und das ursprüngliche Erscheinungsbild stark verändert.

Obwohl seit Jahren zahlreiche Ausstellungen, Artikel, Bücher und Symposien den Erhalt des bedeutenden architektonischen Erbes der frühen Nachkriegszeit fordern, wird weiterhin wertvolle Bausubstanz und damit ein Teil der Identität der Stadt wegen Sanierungsdruck oder aufgrund wirtschaftlicher Zwänge geopfert. Die Abbrüche von Münchens Hochgarage in der Hildegardstraße (Gerd Wiegand) und des Hotels Königshof (Ernst Hürlimann, Rudolf Thönessen) am Stachus stehen bevor und auch Josef Wiedemanns Kaufhof ist wieder einmal in Frage gestellt, obwohl 1965 der Baukunstausschuss der Stadt den Entwurf als "besonders alückliche Lösuna" befürwortet hatte. Zu den gefährdeten Bauten zählen weiterhin das Siemensgebäude von Hans Maurer, dessen Aluminium-Glas-Vorhangfassade für die künftige Wohnnutzung angeblich nicht erhalten werden kann, und die Osram-Verwaltung von Walter Henn. Noch nie hatten Gebäude einen so kurzen Lebenszyklus. Sollten in Kürze die wichtigsten baulichen Zeugnisse einer Epoche, in der utopische Architekturprojekte und Städtebaufantasien Hochkonjunktur hatten, verschwunden sein, geht nicht nur ein bedeutendes kulturelles Erbe verloren, sondern auch ein wesentliches Stück Münchner Stadtgeschichte. Irgendwann werden sicherlich nicht nur Architekten um den Aufbruch ihrer Stadt in die Moderne trauern



GOLDRAUSCH

Erwien Wachter

"Wie es nur eine Erde gibt für alles Irdische, ein Licht für alles, was sehen kann, und eine Luft für alles was atmen kann, so ist es auch nur ein Geist, der unter sämtlichen Vernunftwesen verteilt ist." Marc Aurel, Selbstbetrachtungen IX, 8

Klimaveränderungen, Naturkatastrophen, Hunger, Armut und feindliche Übergriffe treiben seit Urzeiten Menschen fort aus einer irgendwann einmal zu ihrer angestammten Heimat gewordenen Welt, fort aus unsicher gewordenen Lebensbedingungen, fort zum Überleben. Ihr Weg führte sie in eine meist ungewisse Zukunft getragen von der Hoffnung nach Freiheit und Wohlstand in einer besseren Welt. Aber auch das Streben nach Reichtum und Macht trieb Menschen immer wieder hinaus in die Weite der Erde, hinaus dahin, wo Pfründe vermutet wurden, die Gold und Geld und damit auch die Macht durch Reichtum versprachen. "Erst kommt das Fressen, dann die Moral." So urteilte einst Bert Brecht über die Zwiespältigkeit der Spezies Mensch. Und der Mensch sei eben nicht wirklich moralisch, er sei primitiv, wähle das Niedere und nicht das Höhere. So lassen sich zumindest zwei Färbungen der treibenden Kraft menschlichen Daseins beschreiben, die die Geschichte des Menschen von Anbeginn an als eine Geschichte des Aufbruchs gliedern, und mehr noch als eine Geschichte des Blutes und des Todes, von zerstörter Natur und ausgerotteter Kultur. Und es ist immer auch eine Geschichte des auf einem Wege seins, dessen sich die Menschen nie sicher waren, geschweige denn dessen Ziel sie wirklich kannten.

Noch einmal zurück zum Anfang. War es einerseits das bloße Überleben, das zum Aufbruch in neue Welten mit immer neuen Hoffnungen aufforderte, trieben andererseits auch veränderte Weltbilder und ihr Wissensdrang immer mehr fort vom Boden gesicherter Erfahrung in die Sphärenwelt schier grenzenlosen Denkraums. So stellt sich zunehmend die Belastbarkeit menschlichen Geistes infrage, oder wie viel Aufbruch entgrenzter Selbstkontrolle unser Planet verträgt und für wie viele Menschen unbeschadet und dauerhaft zumindest die Befriedigung ihrer Grundbedürfnisse gewährleistet ist? Die Grenzen der physischen und psychischen Verträglichkeit, die Grenzen der Ausbeutung der Ressourcen zu überschreiten, ist das der Preis für eine "bessere" Welt? Eine bessere Welt – ist das ein Paradigmenwechsel zu einem neuen sozialen Bewusstsein, zum Wandel des kreativen Ausdrucks der Kultur der Gesellschaft, zum achtsameren Umgang mit der Natur und des Schutzes ihrer Vielfalt oder zu einer umsichtigen Verteilung der Güter, die den Menschen ein Leben ohne auszubeuten oder ausgebeutet zu werden gewährleistet? Liegt darin der notwendige Einklang aller Grundfesten, um ein tragfähiges Gebäude der Zukunftsfähigkeit für eine menschenmögliche Ewigkeit zu errichten? Fünf Szenarien aus dem breiten

Spektrum der Motivationen zum Aufbruch beschreiben ihren Wandel im Zuge der Neuzeit:

India intra Gangem

Das Zeitalter der Entdeckungen – der Aufbruch über die Weltmeere, die Fahrten von Christoph Kolumbus, Amerigo Vespucci, Ferdinand Magellan, Francis Drake und später James Cook veränderten das Bild von der Erde maßgeblich. Ihr Entdeckerdrang war – trotz des Irrwegs in das "Diesseits des Ganges" und manches Irrglaubens ihrer Zeit – die Wurzel eines aufblühenden Welthandels Die Entdeckungen begleiteten Fortschritte in Wissenschaft und Technik, in der Kartografie, in Mathematik und Astronomie, die der Navigation von Schiffen neue Reichweiten ermöglichten. Später war es der Aufbruch in die Geschichte durch archäologische Entdeckungen wie die von Troja und Mykene, die das Bild der klassischen Antike maßgeblich beeinflussten. Aber auch religiöse Motive, das Christentum in der Neuen Welt zu verbreiten, führten in entlegenste Regionen. Und schließlich war es auch die Erwartung von Europas Mächtigen, ihren politischen Einfluss zu erweitern und zur Ausbeutung der Ressourcen den Aufbruch in die entdeckten Gebiete zu großartigerer Macht zu wagen.

Go West

Hoffnung Amerika. Nach der europäischen Entdeckung Amerikas erfolgte die Besiedlung des amerikanischen Kontinents. Spanier ließen sich zunächst in Zentralamerika nieder und breiteten sich über den Rio Grande nach Kalifornien aus. Franzosen besiedelten das Land im äußersten Nordosten oder vom Mittleren Westen aus bis zum Mississippi. Englische Siedler schließlich landeten zunächst im heutigen Jamestown und 1620 mit der Mayflower in Massachusetts. Nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg 1783 begann der Aufbruch in den "wilden" Westen. Den Anfang machten die Forscher und Entdecker, denen eine große Zahl von Siedlern westwärts in das "gelobte" Land" folgte. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wanderten 500 000 Deutsche nach der gescheiterten Revolution von 1848 nach Amerika aus. In dieser Zeit herrschte in Irland die große Hungersnot, in deren Folge Millionen Iren nach Amerika flohen. Und schließlich war es das Gold. das Siedler und hunderttausende Goldsucher in den Westen und nach Norden zum Klondike River an der heutigen Grenze zwischen Alaska und Kanada trieb. Der Goldrausch war über die Menschen gekommen, die grenzenlose Hoffnung auch. Vergessen das Morden und Niederbrennen, vergessen die Indianer, deren Blut und das Verschwinden ihrer Kultur der Preis für einen neuen Reichtum wurde

Nostalgia

Aufbruch Luxus. Alltag ade – ab in einen Traum. Aufbruch ins Ortlose. Und wie lange kann ein Traum andauern? Ganze 99 Tage – für Kreuzfahrer auf einer Luxuslinercity! Erst Europa, dann die Schönheit der Antillen – schon alle Wünsche erfüllt? Nein – dann auf nach Amerika: San Diego, Los Angeles und San Francisco,

entlang der legendären Straßen und Strände Kaliforniens Und dann Aloha Hawaii Weiter an den Küsten Neuseelands und Australiens. Sydney, Melbourne und Perth, dann Asien. Singapur, Malaysia, Thailand, Sri Lanka und Indien, alles tausend und eine Nacht, die Vereinigten Arabischen Emirate, der Oman. Die Petronas Towers von Kuala Lumpur. Die Idylle Langkawi. Jahrtausende alte Kulturen prallen auf Hightech, nicht überall, doch insbesondere in Dubai, Abu Dhabi und Mumbai – und überall die verzaubernde Magie des Unbekannten Moderne Luxusliner werfen ihren sterilisierten Blick auf eine Welt in der Vitrine und opfern dabei schamlos ihrem Selbstzweck das notwendige Gleichgewicht der Natur.

Animus und Anima

Aufbruch Wissen. Unsere Welt ist allen Sinnen offen. Wohin führt uns das ständig sich mehrende Wissen um diese Welt? "Habe nun, ach! Philosophie, Juristerei und Medizin, und leider auch Theologie durchaus studiert, mit heißem Bemühn. Da steh ich nun, ich armer Tor und bin so klug als wie zuvor." So steht's schon in Goethes Faust geschrieben. Und wir heute? Wie steht es um unsere Selbsterkenntnis mit einer Welterfahrung, deren Inhalte vom Menschen nicht mehr ohne technische oder mathematische Hilfsmittel fassbar sind?

Wo Makrokosmos und Mikrokosmos sich in immer unüberschaubarere Dimensionen ausdehnen, wo das große Ganze nicht mehr wahrnehmbar ist, und die Gesetze der klassischen Physik durch eine Quantenmechanik ersetzt werden. Und wir selbst in unserer Alltagswelt, einer Welt der Materie und des Egos, in einer Welt von Animus und Anima der Archetypen des kollektiven Unbewussten und unabhängiger Urbilder, die in Mythen oder Träumen wirken. In dieser leben wir mit größter Selbstverständlichkeit und wähnen uns glücklich, bis in Träumen oder Krisen bewusst wird, dass die Alltagswelt doch eine Illusion ist, eine Welt konditionierter und zensierter Erlebnisse. Wohin geht die Reise, wenn nicht auf eine Reise in ein weitgehend verborgenes Quantenbewusstsein für eine Welt neuer Mythen?

Terra Fugit

Aufbruch ins Unendliche. Wir wollen weg von unserer Erde, auf zu neuen Ufern, auf zur Reise ins All, Aufbruch dahin, wo wir erneut ein Stück Zukunft aus dem großen, unendlichen Universum brechen und uns zu Eigen machen können. Die Eintrittskarte zu dieser besseren Welt ist bereits zu lösen. "Mars One" – ein Ticket für eine Reise ohne Wiederkehr auf den Mars, um dort eine dauerhaft bewohnbare Siedlung autark mit Energieversorgung, Wasseraufbereitung und Gewächshäusern zu errichten. Ein Zurück gibt es nicht, da es an Ressourcen für eine Rakete dafür mangelt. An die rostrote Farbe der Oberfläche müssen sich die Marssiedler erst noch gewöhnen. Luke Skywalker und die Jedi-Ritter werden die Nachbarn sein für den Rest eines Lebens in wenig schmuckvollen Hightech-Raumzellen, umgeben von rotem Sand und kosmischer Strahlung in einer extraterrestrischen Existenz. Ein Aufbruch in die Zeitlosigkeit?

Finale

Unsere Welt ist eine Welt der Veränderungen. Und das Heute ist eine Welt, die scheinbar unermüdlich von einem Bleifuss auf dem Gaspedal eines möglicherweise längst überholten Fahrzeugs malträtiert wird, dessen Ziel nur das Vorwärts kennt. Aber wo rasen wir hin? Sind es wirklich Wege zu dem Ziel, das den Menschen eine wohlgesonnene Heimat bietet? Oder haben wir uns bereits mit der überall drohenden Ödnis abgefunden, weil wir den Boden bis zur letzten Ressource ausweiden? Aufbruch ist wie ein Fieber, gleichwohl eine Ohnmacht, und Aufbruch ist Triebfeder für Forscherdrang und Machtanspruch. Das Elixier Hoffnung ist die Medizin, die das Fieber mildert. Und wie jeder Aufbruch eine neu errungene Welt kultiviert oder zerstört, gehört Aufbruch zu den Menschen, und dazu gehören auch seine Geschwister Not, Hoffnung und Wissensdrang. Und je mehr wir von und um unsere Welt wissen, umso mehr führen die Wege über unsere Kenntnis, über unser Wissen hinaus zu Reisezielen ins Unbekannte. mehr noch ins Ungewisse. Und der "homo sapiens" wird seinem Zwilling den "homo migrans" immer als Begleiter dabei haben.

WAS TUN

Klaus Friedrich

Das Jahr beginnt mit Verlusten. Am Neujahrstag stirbt der über die Grenzen Europas hinaus bekannte und geschätzte Soziologe Ulrich Beck im Alter von 70 Jahren in München. Kaum eine Woche später ist Paris Schauplatz eines unbegreifbaren Terrorakts – der Ermordung von 17 Menschen durch radikale Islamisten. Zwischen dem Tod Becks und den Attentaten auf die Satirezeitschrift Charlie Hebdo und einen jüdischen Supermarkt eine Verbindung herzustellen, mag auf den ersten Blick verwundern. In der Nachschau und der Reflexion der Ursachen bilden sich Assoziationen und Vergleiche. Ein Versuch.

Ein großes Anliegen Becks war es, zeitlebens für den europäischen Gedanken zu werben. In seinem Fach sah er es als Aufgabe, nationalen Denkansätzen globale Gedankenmodelle an die Seite zu stellen, die der zunehmenden gesellschaftlichen Vernetzung Rechnung tragen. In Ablehnung von Post-Ismen (Postmoderne, Postindustrielle Gesellschaft, Postkapitalismus...) entstand das Bedürfnis, die neuen, werteprägenden Merkmale unserer Gesellschaft qualitativ zu beschreiben. Im Jahr 1986 erschien dazu sein Buch "Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne".

Der Risikobegriff als Erkennungsmerkmal eines neuen Abschnitts der Moderne entsteht durch den Wandel der Gesellschaft. War das Charakteristikum der modernen Industriegesellschaft vorrangig die Produktion und Vermehrung von Reichtum und dem Wachstum der Wirtschaft, so ist das Wesen der Gegenwart die Produktion gesellschaftlicher Risiken. Zu ihnen zählen naturwissenschaftliche

Schadstoffverlagerungen und soziale Gefährdungslagen gleichermaßen. Das Besondere an ihnen ist, dass wir ihre Wirkungsweisen, ihre zeitliche, räumliche, politische und soziale Macht nicht begrenzen und einschätzen können.

Was als abstrakte Theorie nur partiell begreifbar war, wurde durch das Reaktorunglück von Tschernobyl und die Katastrophe von Fukushima 2011 unvorhersehbare traurige Realität. Weder die Katastrophen an sich waren in ihrem Verlauf vorstellbar, noch sind die Langzeitfolgen auch 30 Jahre nach dem ersten Unglück qualitativ erschöpfend beschrieben. Die geografische Ausbreitung der radioaktiven Strahlung über einen Kontinent war ein Novum ebenso wie die daraus zu ziehenden Konsequenzen im Umgang mit dem Strahlenerbe. Man denke hierbei zum Beispiel nur an die Einlagerungsprozesse radioaktiver Substanzen in Flora und Fauna.

Dennoch ist mit dem Begriff des Risikos von Beck nicht eine pessimistische Zustandsbeschreibung intendiert. Vielmehr wollte er ihn, wie er es in einem Interview 2013 äußerte, als ein Instrumentarium der Aufklärung begriffen wissen. Als das Bewusstsein, stärkster gesellschaftlicher Motor zur Abwehr einer bevorstehenden oder herannahenden Katastrophe zu sein. Indem wir ein Risiko als solches benennen und empfinden können, besteht der Wille und die Bereitschaft es zu vermeiden

In diesem Punkt lässt sich eine Verbindung zu den Ereignissen in Paris ziehen. Die Attentate sind die Katastrophe, die unvermittelt eintritt, obwohl wir auf einer abstrakten Ebene über die Gefahr und die Risiken von Anschlägen auch auf europäischem Boden aufgeklärt waren. Doch was wussten wir genaueres über deren

Konstruktion und Einflussfaktoren? Haben wir auf einer realen Ebene unser Handeln auf das Risiko hin verändert? Oder ist es vielmehr so, dass wir der Gefahr eines Anschlags gleichermaßen ausgesetzt sind, weil es keine Klassenunterschiede gibt und jeder betroffen sein kann. Ist die empfundene Ohnmacht deshalb so groß, weil wir dem Risiko gegenüber gleichgültig waren?

Die Anschläge erzählen auch die Geschichte einer immer weiter fortschreitenden Polarisierung der Gesellschaft: in Reich und Arm, in gleichgültig und verzweifelt. Die Mittelschicht, die lange den moderierenden Puffer zwischen den Extremen bildete, bröckelt langsam und stetig. Von den Kritikern der Demokratie wird das, was wir als Pluralismus, Offenheit und Chance zur Entwicklung des Individuums ansehen, als Mangel an Struktur und Verfall der Werte betrachtet. In dem Maß, in dem das Kapital weiter monopolisiert, der Reichtum sich auf immer weniger Individuen weltweit verteilt, wächst ebenfalls die Verarmung der ohnehin Schlechtergestellten, wachsen Unmut und Wut. Die Beispiele hierfür sind vielfältig. Sie lassen sich in der Ukraine, in Griechenland, im religiösen Extremismus wie dem Dschihadismus finden, um nur einige zu nennen.

Bislang begegnen wir all diesen Prozessen mit ungläubigem Staunen – im Fall eines eingetreten Unglücks – mit politischem und medialem Aktionismus. Oft sind die Muster und Ursachen zur Erklärung der auftretenden Probleme schlicht zu verschlungen, um sie zu deuten. Auch werden wir mit Unglücks- und Sensationsnachrichten täglich zugeschüttet, dass Abstumpfen und Gleichgültigkeit nicht ausbleiben. Eine grundlegende gesellschaftliche Debatte zu den jeweiligen Problemen, die zu konkreten Änderungen innerhalb der Gesellschaft führt, wird aufgrund der fortlaufenden Themenüberblendungen jedoch nicht ausgelöst.

Zu diesem Zweck ist eine Interpretation der Phänomene, wie sie Beck betrieb, der essentielle erste Analyseschritt. Ein Schritt, der nicht Teil einer medialen Produktion von Realitäten und Wahrheiten ist, wie wir sie über Fernsehen, Zeitung und journalistische Berichterstattung täglich erleben. Denn auch hier existiert die Gesetzmäßigkeit des immer weiter, schneller, höher, die die Produktion von Inhalten auch den Gesetzen der Marktwirtschaft unterwirft. In der Logik des "publish or perish" setzt sich nur durch, was maximale Aufmerksamkeit garantiert.

Entspricht das Bild der Spaltung den tatsächlichen Gegebenheiten in der Gesellschaft oder ist es gleichfalls medial überhöht? Wie ist es um die Bemühungen zur Integration sozialer und ethnischer Gruppen in unserem Land bestellt? Es steht zu vermuten, dass sich im Kleinen mehr bewegt, als im Großen beschrieben wird. Nun, was tun!

WIE WEITER

Das Jahr beginnt mit Verunsicherung. Cordula Rau

Gestern habe ich einen Vortrag gehört. Nein, zwei Sie haben mich berührt Beide Jeder für sich Ich war den Tränen nahe Mindestens zweimal Und das in der Öffentlichkeit Das passiert mir nie. Es ist fast peinlich. Doch niemand konnte es sehen. Denn ich saß wie so oft in der ersten Reihe. Nein, nicht um wichtig zu erscheinen, nur um alles Gesagte, Gesehene direkt und hautnah zu erleben, zu dokumentieren, mitzuschreiben, mitzuschneiden, abzufotografieren. Ich mache das seit Jahren. Wozu ich es mache, weiß ich bald selbst nicht mehr Es ist wie ein Reflex Es ist der Reflex anderen mitzuteilen, was mitgeteilt werden soll und vor allem, was mitgeteilt werden muss. Der Reflex selbst ist kaum reflektiert. vielleicht vorselektiert

Die Veranstaltung, anlässlich der ich die Vorträge hörte, fand im Rahmen der MCBW statt. Es erübrigt sich hier, weit auszuholen und den Begriff zu erläutern. Je öfter das Design-Ereignis stattfindet – diesjährig bereits zum vierten Mal – desto geläufiger wird auch mir der phonetisch nicht geläufige Ausdruck. Den meisten Kreativen hierzulande ist er inzwischen

bekannt. Die Pressekonferenz strotzt vor Themen der unvermeidlichen Zukunft: in aufgeführter Reihenfolge von Mobility über Migration zu Demographischem Wandel, Gesundheit und Sicherheit. Von Nachhaltigkeit will ich nicht sprechen, auch das ein Begriff, der oft bemüht, verunglimpfend wirkt. Im Fokus der MCBW ist dieses Jahr die Architektur: Architektur und Typographie, Architektur und xx, Architektur und Social Design.

Der erste Vortrag, den ich während der "Social Design Elevation Days" im Impact Hub Munich in der Gotzingerstrasse höre, ist von Alexander Hagner vom Wiener Architekturbüro gaupenraub. Nur der Beginn befasst sich mit der üblichen Büroperformance. In zwei übersichtlichen Slights erfährt man, dass das Büro fast alles an Projekten bearbeitet außer dem Einen: Es beteiligt sich nicht an Wettbewerben, Grundsätzlich, Den Grund dafür kann man nachvollziehen. Muss man aber nicht, es steht jedem frei. Dafür gehen die Architekten immer öfter mit offenen Augen durch die Straßen Wiens und initiieren schon mal Projekte, wenn sie davon überzeugt sind. Sehenden Auges erkennen sie im österreichischen Schmelztiegel der Hauptstadt den Bedarf Bedürftiger. Gemeinsam mit anderen entwickeln sie Möbel für Leute mit Demenz. Auch das Schicksal. Obdachloser nehmen sie nicht länger als gottgegeben hin. Eines der Beispiele der Präsentation zeigt ein Bild der österreichischen Supermarktkette Billa, bei der an einer Stelle warme Abluft ins Freie geblasen wird. Im Winter saßen hier gern Obdachlose um sich zu wärmen. Nach einiger Zeit bleiben sie aus, an ihrer Stelle dafür ein großes Sperrgitter. Alexander Hagner versteht die Welt nicht mehr, als er es sieht. Dem Shop wird erlaubt, den Passanten im Sommer unangenehm warme Luft ins Gesicht zu blasen, aber Obdachlosen ist es nicht gestattet, im Winter dort zu sitzen und sich im Ernstfall

vor dem Tod durch Erfrieren zu schützen. Auf dem Dorf geht es weniger grausam zu, meint er, da man die Betroffenen meist persönlich kennt. Die anonyme Stadt jedoch kehrt dem Problem den kalten Rücken zu. Obdachlose brauchen aber Plätze in der Gesellschaft, um zu überleben.

Hagner protestiert gegen das Sperrgitter und schlägt vor, es zu entfernen und dafür ein Möbel zu bauen. Es soll den Bedürftigen ermöglichen, komfortabler zu sitzen und nicht auf dem Boden herumzuliegen. Bis heute ist sein Vorschlag unberücksichtigt. Doch solange das Sperrgitter bleibt, solange wird Alexander Hagner es in seinen Vorträgen thematisieren.

Ein anderes Projekt ist VinziRast. Schon gut zwei Jahre leben in dem renovierten Biedermeierhaus mitten in Wien Studenten und ehemals Obdachlose zusammen, Zimmer an Zimmer, in gemischten Dreier-WGs. Es begann im Winter 2009, als die Studenten vor Wut über die Beschränkung des Hochschulzugangs das Audimax besetzen. Bald gesellen sich Obdachlose dazu. Erst drohte die Stimmung zu kippen. Dann entschied man sich, sie zu integrieren, malt gemeinsam Plakate, kocht Kaffee, verteilt Handzettel. Irgendwann löst sich der Streik auf, die neue Protestgruppe

aber nicht. Dann kam Hagner und brachte das seit Jahren leer stehende Haus im 9 Bezirk ins Gespräch. Klar gab es zu Beginn Proteste aus der Nachbarschaft. Aber als alle Beteiligten, Anrainer und Nachbarn, Eltern wie Kinder integriert werden, klappt es plötzlich. Es geht Hagner darum, die Trennung zwischen Gesellschaft und Obdachlosen aufzuheben. Er löst Grenzen auf und baut Schwellen ab. Das ist das erklärte Ziel. Und es gelingt. Was das Restaurant auf den ersten Blick wie ein Szenelokal aussehen lässt, ist das Grundkonzept des Hauses. Der Entwurf lässt Raum für Eigenarbeit und günstige, oft geschenkte Materialien, ohne dass der Gesamteindruck zusammengewürfelt wirkt. Eine Stiftung sponsert das Haus, überall sind die eigenen Hände am Werk. Als man in Wien an dem Konzept arbeitete, entstand zur gleichen Zeit in Prag der Plan, alle Obdachlosen in ein Zentrum am Stadtrand zu verbannen. Ein modernes Ghetto, als ob es nicht schon genug derartig Abartiges gegeben hätte. Das Haus VinziRast in Wien bietet nicht nur 30 Menschen Obdach, sondern wird gleichzeitig zum politischen Statement. Es zeigt anschaulich wie es geht, Randgruppen eben nicht auszugrenzen, sondern sie zu integrieren dorthin, wohin sie gehören – in die schützende Mitte

Der zweite Vortrag von Anna Heringer, den ich hörte, war nicht minder bedeutend. Das Bindeglied zwischen Design und Gesellschaft nennt auch sie Partizipation. Ihre Herausforderung heißt "Global Happiness". Seit die aus dem bayerischen Laufen stammende junge Architektin ihre Masterarbeit in Bangladesh mit eigenen Händen umsetzte – nahezu in Pionierarbeit – ist sie in aller Munde. Der Meti-School folgen weitere Projekte. Immer helfen Erwachsene und Kinder, viele Hände, gelernte und ungelernte, alle in der Gemeinschaft mit. Das hilft, das selbst geschaffene Werk auch später wertzuschätzen. Anna Heringer arbeitet vor Ort, mit lokalen Materialien und Arbeitsweisen, Bambus und Lehm lernt sie als wertvollstes Material kennen. Der Prozess ist ihr fast genauso wichtig wie das fertige Produkt. Inzwischen hat Anna Heringer ein neues, spannendes Projekt. Nachdem sie beobachtete, wie die Frauen in Textilfabriken unter miesesten Bedingungen ihr geringes Einkommen mühselig erarbeiten müssen, kam sie auf die Idee. selbst Textilien zu entwickeln. Eine befreundete Schneiderin in ihrer bayerischen Heimatstadt half ihr dabei. Lokale Ressourcen aus Bangladesh kombiniert mit lokalem Know-how aus Laufen versprechen die jahrzehntelang eingeübten seltsam verkrusteten Muster aufzubrechen. Die Kleidung genannt Didi Textiles wird dezentral in zwei Dörfern im Norden von Bangladesh hergestellt ohne Strom in Handarbeit basierend auf der lokalen Textiltradition. Traditionell bekommen die Dorffrauen in Bangladesh jährlich zum wichtigsten hinduistisch-muslimischen Fest einen Sari von der Familie geschenkt. Sind die Saris abgetragen, werden sie gesammelt in bis zu sechs übereinander liegenden Schichten zu Decken verarbeitet. Durch die jahrelange Nutzung wetzt sich die Oberfläche der Decken ab. Mit den durchscheinenden, darunter liegenden Schichten ergibt sich eine lebendige Oberfläche, die scheint wie ein Stück Familiengeschichte. Durch nochmaliges Re- und Upcycling produzieren die Frauen Kleidung auf hohem, handwerklichem Niveau. Anna Heringers persönliches Engagement verspricht auch hierbei den gewünschten Erfolg.

Das nächste Jahr beginnt mit Vertrauen. Davon bin ich überzeugt!

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 2.15 befassen sich mit dem Thema "Land". Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 18. Mai 2015

GRILLE – Schön und funktional



Die neue Dimension der Lüftungsgitter

für Zu- oder Abluft verbinden Funktion und Ästhetik in einem formvollendeten Design.

- Energieeffiziente und akustisch optimierte Luftführung
- Symmetrisches Lamellenprofil für beidseitige Anströmung
- Einfache Verstellung und homogene Optik durch verdeckte Lamellenkopplung

Interior innovation award 2014

Winner



STADTKRITIK III

LA STRADA – DAS LIED DER STRASSE

Michael Gebhard

Heute wollen wir das Lied der Straße singen. Welches Lied werden Sie fragen? Road to nowhere? Nein, road ist nicht die Straße, um die es uns geht. Highway to hell, Autobahn? Nein, auch die nicht. Streets of London, Baker Street? Ja, das kommt der Sache näher. Ja, es geht um Straßen in der Stadt.

Lieder über die Straße gibt es im wörtlichen und im übertragenen Sinn. In Letzterem finden sie sich bevorzugt in den immer zahlreicheren Publikationen zum Städtebau. Wir denken an "Straßen für Menschen" von Bernhard Rudofsky oder Jan Gehls "Leben zwischen Häusern". Auch Christopher Alexanders "A Pattern Language" enthält Passagen zur Straße. Gerade zur Zeit der Erstveröffentlichung der genannten Bücher war der schlechte Ruf der Straße kaum mehr zu unterbieten. Ihre Qualitäten waren ihr erfolgreich ausgetrieben worden, ihre Wahrnehmung auf Verkehrs-, Transport- und Parkraum reduziert.

Ihr Lied, das Lied der Straße, musste neu angestimmt werden. Ein Prozess, der über die vielen Jahre, die seither vergangen sind, als gelungen angesehen werden kann. Alle, wirklich alle, singen inzwischen das Lied der Straße. Keine Publikation zum Thema, die heute nicht die kommunikativen Aspekte der Stadtstraße, ihre Bedeutung als Lebensraum weit über ihre Zirkulations- und Transportfunktion hinaus herausstellen würde. Die Elogen lassen vermuten, wir lebten im goldenen Zeitalter der Straße, der Straße als Lebensraum. Wenn dem so wäre, dann müsste sich hierfür eine Entsprechung finden lassen. Indikatoren könnten Entwürfe, insbesondere städtebauliche Entwürfe sein. An dem, was in ihnen zu Papier gebracht wird, lässt sich ablesen, und zwar viel unmittelbarer als an wohlfeilen Erläuterungen und Texten, wie Planer und Gestalter denken

Jeder Stadtplaner und Städtebauer hat über Vieles und Komplexes nachzudenken. Vieles davon läuft auf einer offensichtlich bewussten Ebene ab. Wie groß sind meine Baufelder, wo liegen Plätze, Parks, Grünzüge, wie hoch sollen Gebäude sein, wo finden sich Merkpunkte etc. etc. All diese offensichtlich bewussten Überlegungen und Entscheidungen basieren auf Anschauungen und Werten, die über Ausbildung, Erfahrung und den gesellschaftlichen Wertekanon in unser Handeln eingeflossen sind und es maßgeblich, aber meist unbewusst beeinflussen. "Ideas we think with" hat dies Bill Hillier, ehemals Professor an der Bartlett School of Architecture and Planning, immer genannt, im Gegensatz zu den "ideas we think of", den genannten bewussten Entscheidungen. Jeder zu Papier gebrachte Entwurf ist demzufolge nicht nur auf der Ebene der "ideas we think of", sondern auch auf der der "ideas we think with" zu lesen. Genau das ist die Ebene, die Auskunft gibt über unsere Wert- oder Geringschätzung, unsere positive, negative oder auch nur ignorante Einstellung zu städtebaulich-gesellschaftlichen Themen

So weit so gut. Ein Beispiel folgt. Zuvor noch Grundsätzliches.

Das Problem mit der Wahrnehmung und Wertschätzung der Straße liegt tief, an der Wurzel ihrer Existenz. Da ist die Tatsache, dass die Straße unter den städtischen Räumen der Regelfall ist. Stadt konstituiert sich in ihren öffentlichen Räumen. Aus guten Gründen sind das in erster Linie lineare Verbindungsräume, ob sie jetzt Straße, Gasse oder Wege genannt werden. Die Ausnahme, das Besondere im Stadtraum sind, im Gegensatz dazu, Plätze und Parks. So sehr wir Plätze und Parks brauchen und schätzen, ihr ubiquitäres Vorkommen würde den Verlust wesentlicher Eigenschaften, die wir

mit Stadt verbinden, nach sich ziehen. Regel und Ausnahme – stehen in gegenseitiger Abhängigkeit. Exceptio probat regulam oder die Ausnahme bestätigt die Regel, wie wir alle wissen. Wird die Ausnahme zur Regel, ist das Ausgangssubjekt der Regel zerstört. Etwas Neues tritt an seine Stelle. Auf die Straße bezogen bedeutet dies, dass sie in einer schwierigen Grundkonstellation gefangen ist. Das Gewöhnliche im Gegensatz zum Besonderen. Wir brauchen nicht groß weiter zu grübeln, wem in der Regel mehr Aufmerksamkeit zuteil wird. Das sind natürliche, aber auch unreflektierte Denkund Verhaltensweisen. Das Besondere liegt immer im Trend, heute mehr denn je.

Trotz der Aufmerksamkeitsdominanz von Platz und Park zog die Straße schon immer eine Reihe von Konnotationen auf sich. Gefährlich, gemein, laut, schmutzig und dergleichen wurde sie genannt. Auch das verdankt sie der Regelhaftigkeit ihres Vorkommens. Geh nicht auf die Straße, bleib von der Straße, sagt man. Denn will man sich in der Stadt bewegen, ist die Straße nicht zu vermeiden, der Platz, der Park als Ausnahme sehr wohl. Das ist mit Sicherheit ein Grund, weshalb mit ihr auch alles assoziiert wird, was städtisches Leben ausmacht, im Positiven wie im Negativen. Die Straße ist Stadt – könnte man zwar nicht mit ausschließlicher, aber doch einiger Berechtigung sagen. Wenn die Straße aber der Regelfall der Räume in der Stadt ist, dann kann daraus nur folgen, dass sich ein Großteil des städtischen Lebens doch genau dort abspielen muss. Wir gehen nicht nur auf die Straße, um uns zu einem Platz zu bewegen und dort unser Leben zu entfalten. Nein, wir leben im Straßenraum. Wir bewegen uns entlang der Straßen, wir begegnen dort allen Arten von Menschen, Fremden, Bekannten, Freunden, wir grüßen, wir reden, wir führen den Hund aus, wir

schimpfen auf Auto- und Radfahrer, wir gehen windowshopping. Es ließe sich wohl leicht nachweisen, dass sich ein beutender Teil der Kommunikation außerhalb der vier eigenen Wände in Straßenräumen abspielt.

Das ist die Realität. Unser planerisches Denken sieht vielfach anders aus.

Dort liegt der Fokus immer auf den großflächigeren, besonderen Räumen, den Plätzen und Parks. Was dazwischen stattfindet, entzieht sich unserer Aufmerksamkeit. Eine paradigmatische Art zu denken. Fine Art zu denken, deren Auswirkungen bei sensibilisierter Wahrnehmung täglich zu spüren sind. Nur die Gewohnheit schüzt uns vor täglichem Gram. hat sie uns doch schon so abgeschliffen, dass wir nur noch selten spüren, welche Defizite uns aufgenötigt werden. Ein Mangel an Platz, eine funktionale Aufteilung, die alles andere als entfaltungsfreundlich ist, die Aufenthaltsqualität eines Transitraumes mit Kurzkommunikationserlaubnis im Sinne einer Kurzparkzone. Bitte hier nur kurz stehen, kurz sprechen, kurz küssen, sitzen nur unter Konsumzwang, den Fluss der Verkehrsströme nicht behindern, weitergehen, weiterfahren, nächster Platz in nur 50 Meter Entfernung, bitte dort zu leben!

All dies gelesen und aufgenommen ist schon mancher Planer zu einem naheliegenden Schluß gekommen – nur noch Folgen von Platzräumen zu bauen. Das aber hieße wohl das Kind mit dem Bad ausschütten. Eine "gewöhnliche" Stadtstraße hat Qualitäten, die uns ob ihrer Alltäglichkeit gar nicht mehr auffallen. Eine davon ist der unmittelbare Bezug der beiden Straßenseiten zueinander. Das ist ein wesentlicher Charakterzug, der die Straße vom Platz unterscheidet. Deshalb braucht die Straße vielleicht mehr Platz oder andere Platzzuteilungen, aber nicht um räumlich zum Platz zu mutieren

Betrachten wir das versprochene Beispiel. Es gibt solche Raumgebilde. Ein Beispiel, die vielfach publizierte Kaiserau in Bozen. Hier spannen dichte, polygonale Blöcke mit in der Regel fünfgeschossigen Gebäuden zwischen sich ebensolche polygonale Raumfolgen anstelle klassischer Straßen auf. Entstanden ist dabei ein schwer begrifflich zu fassendes Etwas, das weder Straße noch Platz ist. Ein stadträumlicher Alien, garniert mit viel Grün, diffus im Charakter. Die allfälligen landschaftsarchitektonischen Inszenierungen sind dabei nur Ausdruck der Hilflosigkeit, was denn mit all dem Raum anzufangen wäre. Die einzigen Räume, die etwas Städtisches entfalten, sind hier die

Innenhöfe der Blöcke. Kompakt und dicht, mit Bezug zu Eingängen, zu den Hausfassaden und den Balkonen. Ob man allerdings bei dem Großangebot an Raum drumherum so nahe aufeinander leben möchte, fragt man sich.

Das Lied der Straße ist schnell angestimmt, mit Inbrunst von allen gesungen und ebensoschnell wieder verhallt. Eine schöne Melodie, gerne gehört aber nur gegen titanische Widerstände in erlebbare Realität umgesetzt. Das beginnt beim universellen funktionalen und ökonomischen Denken, gefolgt von der Phantasie- und Mutlosigkeit politischer Entscheidungsträger, gefolgt von der Verantwortungslosigkeit der Fahrzeugindustrie mit ihrem wohlfeilen Angebot platzaasender Privatpanzer, gefolgt von der Gedankenlosigkeit und dem Egoismus derjenigen, die den Raum vor ihrer Haustüre als privaten Abstellraum betrachten, endend bei den Gedankenautobahnen in den Hirnwindungen von uns Planern.

Wem also gehört die Straße? Allen? Ja, theoretisch.

Wie alles aber, was in einer Gesellschaft allen gehört, ist auch darüber gesellschaftlich zu verhandeln – permanent. Was wir hier sehen und täglich erleben, ist nichts anderes als Ausdruck dieses Verhandlungsprozesses. Vieles davon ist, ob sinnhaft oder nicht, auch noch von großer Dauerhaftigkeit. Denken Sie nur daran, dass beispielsweise in München, in den attraktivsten Stadtvierteln, immer noch Einbahnstraßen zur Verkehrsbeschleunigung existieren, denken Sie an das Fehlen von Sitzgelegenheiten und ganz banal von Abfalleimern, denken Sie an die jahrelang geübte Münchner Praxis, den Platzbedarf für fehlende Radwege zu Lasten der Geh-

wege zu regeln. Wenn Sie von nun an aufmerksam hinsehen, wird Ihnen noch Einiges mehr auffallen.

Der Kampf um den Lebensraum Straße ist ein permanenter, kein rein planerischer, sondern ein gesellschaftlicher. Nachdenken über den Regelfall, das Alltägliche, die Straße lohnt sich. Gewinner könnten die Stadtbewohner und somit die Stadtgesellschaft sein.

proHolz

Bayern



Fachplaner lesen zuschnitt

Sie gestalten mit Ihrer Arbeit die Zukunft von Holz als Werkstoff und Werke in Holz mit. Die Fachzeitschrift **zuschnitt** dient Ihnen als eine gute Informations- und Inspirationsquelle.

zuschnitt berichtet über gute Lösungen aus Holz: für den Bau, den Ausbau, die energetische Moder-

nisierung, die regionale Wertschöpfung und die Energiewende. Holz gibt dem Prinzip der Nachhaltigkeit ein Gesicht.

zuschnitt kommt kostenfrei und bequem in Ihren Briefkasten – viermal im Jahr.

proHolz Bayern

Cluster-Initiative Forst und Holz in Bayern gGmbH Hans-Carl-v.-Carlowitz-Platz 1 85354 Freising

www.proholz-bayern.de

Mit drei Klicks zum Abo:

www.proholz-bayern.de

- 1. Holz ist genial
- 2. Fachzeitschrift zuschnitt
- 3. zuschnitt im Abo

Das zuschnitt-Abo ist kostenfrei.



Mehr Informationen:

BRISANT

CONDITION HUMANA

Erwien Wachter

Kisten packen lohnt sich. Immer wieder? Oder nur einmal? Ist es wirklich an der Zeit, seine Bindungen aufzugeben, seine Heimat, sein Zuhause, Nachbarschaften und Bekanntes, Vertrautes und all solches in die Kisten mit der Aufschrift "Gestrig" zu verpacken, seine Lebendigkeit, seine Freiheit, seinen Besitz und seine Unabhängigkeit mit Preisschildern zu versehen und in eine lebenslange Auktion zum permanenten Versteigern zu geben? Ist das ein verlockender Gedanke? Tickt der Mensch so? Mancher vielleicht. Aber wohin führt das eigentlich? Und wie verhalten sich dann Ökonomie und Empathie? Und wie verhalten wir uns zur Welt, in der wir leben (wollen)?

Gibt es irgendwo Not, findet sich schnell ein Geist – oder besser ein Zauberlehrling, der eine Lösung parat hat – meist für andere, weniger für sich selbst. Und es gibt, so ist zu hören, aktuell tatsächlich eine Not: die Wohnungsnot, insbesondere in der Abteilung "bezahlbar". Hier ist schnell ein Lösungsweg gefunden: vom Boss der bedeutenden IG Bau-Agrar-Umwelt und ebenso schnell im deutschen Allgemeinverbildungsblatt Nr.1 wirkungsvoll verbreitet. Das Ganze auf Kosten der Schwachen in unserer Gesellschaft. Von der Umzugsprämie ist die Rede, die unsere älteren Mitbewohner zum Verlassen der allzu großen Altbausuiten animieren soll. Alles nur eine Frage des Geldes. Jeder ist käuflich, nur eine Frage der Größenordnung. Ökonomie kennt keine Empathie. Wer fragt denn da noch nach der Geborgenheit in den eigenen vier Wänden, in denen die Lebensgeschichte der Bewohner fein säuberlich geschrieben steht? Nach gewachsenen Nachbarschaften? Nach sozialem Eingebundensein?

Was ist in dieser Sache schlimmer? Die vorgeschlagene asoziale Notlösung oder die Weigerung, die Ursachen der Not zu analysieren und zu beheben. Die Bockigkeit der älteren "Wohnungs-Besetzer" liegt als Problemlösungsansatz scheinbar näher als das Nachdenken über die Versäumnisse. Zur Erinnerung: Es gibt ein Recht auf freie Wohnungswahl.

Wer aber soll sich um dieses Recht sorgen? Der Staat, die Gesellschaft, der Einzelne? Und wer soll die Verwirklichung dieses Rechts sichern, wo der erforderliche Boden dafür begrenzt ist? Durchschnittlich kommen auf einen Einwohner hierzulande gegenwärtig knapp 44 Quadratmeter Wohnfläche. Dass sich diese in den vergangenen 50 Jahren verdoppelt hat und eine weitere Zunahme

zu erwarten ist, ist eine der Ursachen, die das Problem befördern. Dass die Menschen älter werden und ihren angestammten Wohnraum länger und vielleicht untergenutzt gebrauchen, ist eher vorhersehbar und erfordert entsprechende Konzepte, die mehr in der Anpassbarkeit der Wohnflächen als im Ortswechsel zu suchen sind. Dass immer mehr Singles die Städte bevölkern und diese immer mehr Flächen beanspruchen, ist auch dem Familienflächenbedarf und der "Bezahlbarkeit" abträglich. Es spricht eine eigene Sprache, dass Deutschland ziemlich an der Weltspitze der Pro-Kopf-Wohnfläche liegt. Und noch eines: die ständig zunehmende Anzahl der Regulierungen und die steigenden Anforderungen an das Bauen von Wohnraum wirken sich auch nicht gerade positiv auf deren "Bezahlbarkeit" aus. Sinn und Selbstzweck fechten auf dem verlorenen Boden des gesunden Menschenverstandes

Nun ist der Boden so gut wie verloren, auch immer mehr zur Ware geworden, zur privaten Verfügbarkeit, und nicht das geblieben, was er sein sollte, eine wertvolle Ressource eines sozial strukturierten Gemeinwesens. Und sein Preis ist ein Preis, den der Markt bestimmt, der Markt, der mit optimalem Gewinn rechnet, der die Nachfrage im Visier hat und weniger

den Bedarf einer gesunden gemischten Gesellschaft. Ja, es ist ein Missstand, dass die Städte und Gemeinden ihr "Tafelsilber Boden" zur Sanierung ihrer maroden Haushalte auf dem Investorenmarkt meistbietend verkaufen und so durch den Mangel an Boden und somit dessen Bebaubarkeit nicht mehr selbst für das Wohnen zu erschwinglichen Preisen für ihre Bürger sorgen können. Es ist auch ein Missstand, dass Wohnungen über Wohnungen im Hochpreissegment gewinnbringend auf den Markt gebracht werden, und die Innenstädte von Freizeitmigranten zum gelegentlichen Gebrauch ihrer "Luxussuite" ihrer erforderlichen Lebendigkeit beraubt werden.

Nun sind die Flächen rar geworden, die die Gewinne der Systemprofiteure sichern, und schon haben sie neue Pfründe erschlossen, sich Verlockungen erdacht und diese durch den Vorwand des Gemeinnutzens veredelt. Wunderbar. Ein Willkommen den Prämien, die den Weg ins Seniorenheim vorwegnehmen und eine rosige Zukunft ausmalen lassen. Und die Familien? Wer kann schon sicherstellen, dass sie in die vom prämienbestückten "Altbürger" geräumte nun bezahlbare Wohnung kommen? Oder ist dann doch wieder der Markt, der einem willkommenen finanzstarken Singlewesen mit klaustrophobisch motivierter Hybris den Vorzug gibt? Danke für die Prämie, die so die Taschen erfreuter Immobilienhändler im dann offenen Feld des Handelns füllt. Arbeit, Leben, Gerechtigkeit schreibt die Industriegewerkschaft Bau-Agrar-Umwelt auf ihre Fahnen. Was soll man dazu noch sagen?

DAS GROSSE GESCHREI

Michael Gebhard

München braucht einen neuen Konzertsaal! München braucht keinen neuen Konzertsaal! München bekommt einen neuen Konzertsaal! München bekommt einen alten, neuen Konzertsaal! München blamiert sich, ist bieder und langweilig sowieso! Der Ministerpräsident verspricht einen neuen Konzertsaal, der Ministerpräsident will aber trotzdem keinen neuen Konzertsaal! Die Landeshauptstadt will ihre Ruhe! Promis jeder Couleur müssen einen neuen Konzertsaal haben, sonst sehen sie sich genötigt, München umgehend verlassen und vermutlich nach Hamburg oder Berlin oder gar ins Ausland auszuwandern. Der unvermeidliche kulturelle Supergau steht dann folgerichtig vor der Tür. Auch Architektenkollegen wollen nicht abseits stehen und liefern Beiträge. Manche so brillant, dass man, kämen dieselben Enwürfe von Studenten, diese postwendend zum gründlichem Nachdenken nach Hause schicken würde. Wir sind gefordert, hier Nachsicht zu üben, geht es doch um Dinge, die uns alle beschäftigen, um Aufmerksamkeit, um den Namen in der Presse, um die notwendige Publicity. Sachzwänge, da kommt man halt nicht dran vorbei. Peinlich? War gestern!

Was also will man zu dem Ganzen hin und her eigentlich noch anmerken, was nicht ohnehin schon zigmal gesagt wurde? Braucht München einen weiteren Konzertsaal? Vermutlich! Wie und an welcher Stelle sich das am besten bewerkstelligen lässt, kann durch solide Voruntersuchungen geklärt werden. Zur Findung einer außergewöhnlichen Lösung gibt es bestens erprobte, kompetitive Verfahren. Dass davor über den richtigen Weg diskutiert oder auch gestritten wird, ist richtig und normal. Dass mit dem Kulturzentrum am Gasteig schon lange kein Kulturschaffender irgendetwas zu tun haben möchte, verwundert auch nicht. Geliebt wurde es ja noch nie. Jetzt aber scheint es ein Lepröser oder gar der Ebolapatient unter den Münchner Kulturbauten geworden zu sein. Vorsicht Ansteckungsgefahr!

Wenn einem das vielstimmige Geschrei noch erlaubt, grundsätzlich über die Forderung nach immer Neuem nachzudenken, dann könnte man möglicherweise zu der Erkenntnis gelangen, wes Geistes dieses und anderes Geschrei nach immer Neuem, unter Ausschluss der Weiterverwendung von Vorhandenem ist. Das ist der Geist des Überflusses!

Noch brummt die Wirtschaft, und die Einnahmen der öffentlichen Hand steigen schein-

bar ständig. Wie lange mag das so weitergehen? Ewig jedenfalls nicht. Wer ständig Neues baut, seien es Museen, seien es andere öffentliche Bauten oder auch nur gewöhnliche Infrastrukturbauten wie Straßen und Brücken, der kommt nicht umhin, diese auch zu pflegen, zu reparieren, zu erneuern. Das geht aber nur, wenn die Einnahmen zunehmen, zunehmen und immer weiter zunehmen. Mehr Bauten bedeuten mehr Unterhalt und mehr erforderliche finanzielle Mittel über lange Jahre. Gehen die Einnahmen zurück, stehen profane, ebenso wie herausragende Bauten immer noch da und wollen betrieben und unterhalten werden. Dann ist guter Rat meist teuer. Dann legen wir sie erst einmal vorläufig still, müssen sie, wenn sich nichts ändert, am besten still und leise verkommen lassen, um sie letztendlich wieder abzureißen. Ein fraglicher Kreislauf

Wenn München einen neuen Konzertsaal braucht und vermutlich auch bekommt, dann muss er in allen Belangen auf der Höhe der Zeit sein und sich innen wie außen als Highlight, als architektonische Ikone präsentieren. Der intendierten Höchstqualität der musikalischen Darbietung muss die Qualität der Architektur entsprechen. Da soll und darf nicht ausgerechnet die Architektur hintanstehen.

Was allerdings ein Highlight, eine architektonische Ikone ist, welche Eigenschaften sie aufweisen, wo und wie sie ikonisch wirken sollte, darüber müsste längst fachlich und öffentlich diskutiert werden. Heute sind derartige Ikonen leider allzu häufig nach dem HdM-Muster oder Hadidmascherl gestrickt – höchster Erstellungsaufwand und aufgrund der baulichen Komplexität ein ebensolcher Unterhaltsaufwand. Wer einmal auf der Baustelle der Elbphilhar-

monie war und die unglaubliche Diskrepanz zwischen der eleganten Raumschöpfung und der dafür erforderlichen baukonstruktiven Qual gesehen hat, kann ein Lied davon singen. Was lernen wir daraus? Wohl nichts! Das Motto ist und bleibt – wer kann der kann! Wenn wir ehrlich sind, können wir, langfristig betrachtet, eigentlich nicht. Deshalb ist weniger, intelligenter, einfacher und nachhaltiger zu bauen, die Forderung der Stunde. Das sind die Themen, über die generell und ganz besonders im Zusammenhang mit Architekturikonen, wie zum Beispiel herausragenden Konzertsälen, dringend nachzudenken ist.

Zum Schluss soll nicht vergessen werden, dass dieses Konzertsaalprojekt wieder eines ist, das in erster Linie der ohnehin hochsubventionierten und elitären "Hochkultur" zugute kommt. Niemand stellt dabei deren Existenzberechtigung in Frage. Die Frage aber, wohin begrenzte öffentliche Budgets fließen, darf und muss auch einmal in diesem Zusammenhang gestellt werden. Der kulturelle Supergau tritt deshalb noch lange nicht ein.

GENIUS LOCI

Monica Hoffmann

Der Ort, um den es hier geht, ist brisant. So brisant, dass er in unserer Alltagssprache lieber verschämt umschrieben wird. Mit Erfrischungsraum, dem französischen Toilette, dem lateinischen Lokus, dem bayerischen Häusl, dem amerikanischen WC von water closet oder 00, womit früher angeblich die Toiletten in Hotels zur Unterscheidung von Zimmern der Gäste nummeriert wurden. Und dann gibt es noch den Begriff des stillen Ortes. Der gefällt mir am besten. Nicht erst seitdem ich Peter Handkes Versuch über den Stillen Ort gelesen habe.

Mit dem stillen Ort bin ich mitten in meinem Anliegen bezüglich öffentlicher WC-Anlagen. Die menschliche Erleichterung ist eine der intimsten Angelegenheiten und geht deswegen einher mit einem natürlichen Schamgefühl. Wie herrlich, eine Schüssel anzutreffen, die in einem geschlossenen Raum steht, oben und unten komplett geschlossen: ein wirkliches Klosett eben. Unbehelligt von Gerüchen und Geräuschen anderer, befreit von dem peinlichen Gefühl, andere mit den eigenen Geräuschen und Gerüchen zu belästigen. Und am allerschönsten ist es, wenn der Raum

mit der Schüssel nicht so hygienisch weiß ist, mich nicht gleich blendet, sondern in einer gedeckten Farbigkeit gehalten, dezent beleuchtet, damit ich für einen kurzen Moment auch mal zur Ruhe kommen, mich zurückziehen kann. Denn auch dafür sollte dieser Ort geeignet sein. Einmal die Augen schließen, entspannen, fallen lassen können. Vorher einen Wandhaken und sogar eine Ablage vorzufinden, auf der eine Clutch oder anderes abgelegt werden können, damit es nicht auf dem Boden liegen muss, das ist für mein Wohlbefinden dort ebenso förderlich Und ehrlich gesagt ist es dann auch hilfreich, wenn die Toilettentür einen Griff hat, an dem ich sie nach dem Entriegeln öffnen kann, ohne meine Finger zu klemmen. Ja, es gibt WC-Türen aus satiniertem Glas, die keinen Griff haben!

Natürlich sind sie Brutstätten für Bakterien, die Türgriffe. Doch hier hat man zu früh auf den Griff verzichtet. Denn erst nach dem Gang auf die Toilette geht es zum Ritual des Händewaschens. Blöd nur, dass ich mich am Türgriff beim Verlassen des Ortes erneut infizieren kann. Ich habe schon Frauen gesehen, die sich vorher einen Handschuh angezogen oder die Tür mit dem Ellenbogen geöffnet haben. Mag übertrieben sein, doch vielleicht fällt einem Designer da mal eine gute Lösung ein.

Denn schließlich ist das Händewaschen nicht bei allen beliebt und manchmal vergeht auch mir die Lust dazu wegen Hygienemängeln und Unbequemlichkeit. Damit wären wir im Vorraum angelangt. Perfekt durchgestaltet, auf ein Minimum reduziert. Das mag ich schon, doch manchmal wird auch zu viel reduziert, wenn der angestrebte Minimalismus lediglich ein kleines rundes Waschbecken vor einem raumhohen Spiegel erlaubt. Keine Ablage, keine Haken. Wohl der Frau, die eine Umhängetasche oder einen Rucksack trägt oder mit der Freundin auf die Toilette geht. Das muss jemand gestaltet haben, der noch nie eine bespritzte Wand unter einem Waschbecken gereinigt hat und der nie etwas mit sich herumträgt.

Ein extremes Beispiel, ich weiß. Gibt es aber. Gut gemeint, doch voll daneben gespritzt – das kommt auf Ablagen, sofern welche vorhanden sind, leider allzu häufig vor. Wenn es zum Beispiel Ablagen sind, auf denen dann die modischen Waschschüsseln stehen, doch oft der Wasserstrahl zu stark ist oder das Becken zu klein, so dass beim Waschen zwangsläufig Wasser daneben, eben auf die Ablage spritzt. Im Klartext: diese Ablagen sind meistens zu nass, um etwas darauf abzustellen. Also das gleiche Problem wie oben. Denn ich stelle meine Tasche auch im Vorraum eines WCs nicht gerne auf dem Boden ab.

An das Rätselraten, wo die Seife diesmal versteckt ist und wie wohl das Wasser aus dem Wasserhahn kommt, der auch schon mal von der Decke runterhängt, habe ich mich inzwischen gewöhnt und teste freudvoll meine Intelligenz. Reicht sie nicht, kann ich es mir ja immer noch bei der Nachbarin abschauen oder nachfragen. Das führt manchmal zu erheiternden Gesprächen über die Planer der Anlage.

"Eine Toilette ist nicht für die Schönheit da!" Natürlich hatte der Architekt irgendwie recht, als ich ihn auf die von ihm zu verantwortende miserable Beleuchtung ansprach: fahle Haut, dunkle Ringe unter den Augen, jede Falte sichtbar. Meine Güte, muss das sein? Wie beschwingt verlässt man eine Toilette, in der man im Spiegel gut ausgesehen hat, ausgeschlafen, frisch, glatt, weil perfekt von vorne angestrahlt. Selbstbetrug? Macht nichts. Entscheidend ist das gute Gefühl. Und das werden die Herren bald auch zu schätzen wissen, die sich angeblich immer weniger scheuen, in den Spiegel zu schauen – wegen ihrer Schönheit

Ich brauche keine Suiten von WC-Anlagen mit leiser Musik, Blumenarrangements und Duftwässern auf den Ablagen, keinen Sternenhimmel, Sauerstoffduschen oder gar ein Panorama-Wanddsiplay mit Free-TV. Ich wünsche mir nur geschlossene Kabinen, Haken, Ablagen, die nicht nass werden können, Waschbeckengröße und Wasserstrahl abgestimmt, eine gute Beleuchtung und das alles ansprechend gestaltet. Mehr braucht es doch wirklich nicht für den guten Geist eines stillen Ortes.

VOM BAUEN

ÖKOLOGIE UND MODERNE

Cornelius Tafel

Der ökologische Umbau unserer Gesellschaft lässt sich politisch nur erfolgreich vermitteln, wenn seine Notwendigkeit zugleich als Chance interpretiert wird, Arbeitsplätze und Gewinnchancen zu schaffen Kein Politiker, mittlerweile auch kein grüner, wird ökologische Maßnahmen gegen materielle Interessen durchsetzen, ohne wenigstens irgendein Trostpflaster aus Subvention und Steuererleichterung mit zu verabreichen. Und die erforderliche Energie-Einsparung wurde im Bewusstsein der Öffentlichkeit durch die Energie-Effizienz ersetzt. Das unterschwellige Signal lautet: Keiner muss sich einschränken, wir müssen nur unsere hochentwickelte Bautechnik einsetzen – Energiekonsum ohne

Reue. Damit ist auch suggeriert, dass eine ökologische Architektur Entwurfsspielräume nicht einschränkt oder gar neue schafft.

Das tut sie nicht. In erster Linie bedeutet ökologisch bauen: sich einschränken. Und diese Einschränkungen beginnen bereits bei der Baukörperanlage. Ökologisch planen heißt, noch bevor die Gebäudehülle energetisch hocheffizient gedämmt und der Wärmeverlust minimiert wird, die Baukörperanlage so kompakt anzulegen, dass das Verhältnis von Volumen zu Oberfläche minimiert wird. Und damit wird eine ganz wesentliche Errungenschaft des modernen Entwerfens in Frage gestellt: der frei gegliederte Grundriss und die Verzahnung des Innen- und des Außenraums. Wer die Entwurfsspielräume energieeffizienten Bauens überprüfen will, kann dies leicht anhand von Entwurfslösungen der architektonischen Moderne tun. Man konstruiere einmal die Villa Savoye im Sinne der aktuell gültigen EnEV. Nicht nur das ungünstige AV-Verhältnis wäre ein Problem, sondern die vielen Übergänge tragender Bauteile von innen nach außen, die eingepackt und/oder thermisch getrennt werden müssten – bauphysikalisch wäre die Villa Savoye, nach heutigen Standards konstruiert, eine Tour de Force.

Jeder Denkmalpfleger, der Baudenkmale der Moderne betreut, kennt die Problematik, Werke der klassischen Moderne bei der Sanierung heutigen Erfordernissen anzupassen, wenn er beispielweise eine feinprofilierte Fassade wie die des Werkstättentraktes am Bauhaus an die Anforderungen moderner Energetik und wärmebrückenfreien Konstruierens anpassen will. Es sind nicht nur räumliche Qualitäten der klassischen Moderne, die leiden, sondern auch architektonische Details. Gleiches gilt auch für die Nachkriegsmoderne. Bauten von Sep Ruf oder Egon Eiermann ließen sich so

heute nicht mehr realisieren, man denke an das offene Pavillonsystem der Akademie in Nürnberg oder das des deutschen Pavillons in Brüssel. Und auch der Brutalismus der frühen Nachkriegszeit, die Bauten der Smithsons und einige Bauten von Louis Kahn mit der ruppigen Schnörkellosigkeit offen gezeigter, das heißt aber eben auch ungedämmter Konstruktionen lässt sich nicht in die Mehrschaligkeit unserer heutigen Verpackungs-Baukultur übersetzen.

Für weitere Beispiele muss man räumlich nicht so weit weg- und zeitlich nicht ganz so weit zurückgehen, es reicht ein Blick ins München der 1970er Jahre. Die Wohnanlage Genter Straße, ein Pionierbau des experimentellen Wohnungsbaus, kurz vor der ersten Ölkrise entstanden, wäre heute nicht mehr realisierbar: offen gezeigte Stahlbeton-Tragelemente, als Teile der Fassade, vom Innenin den Außenraum durchlaufend – aus heutiger Sicht energetisch und bauphysikalisch ein Alptraum. Einfachste Ausnutzung der statischen Durchlaufwirkung in Form von Kragbalken oder -platten – heutzutage selbst und gerade im Holzbau undenkbar. Die Kraft einfacher, ablesbarer Konstruktionen, wie etwa auch bei den zeitgleich entstandenen Bauten von Herman Hertzberger, ist dahin, allenfalls durch zweischalige Konstruktionen darstell-, aber nicht mehr realisierbar. Ähnliches gilt für die Behnischbauten der 1980er Jahre, hier als ein Beispiel von vielen möglichen, das Hysolar-Gebäude, das sich an einen Bogen aus Stahl-Rundrohr lehnt (oder zu lehnen scheint), der im Inneren des Gebäudes beginnt und durch die Glasfassade bis nach außen spannt – solche Gesten haben im energieeffizienten Bauen nichts zu suchen, das klar zwischen innen (beheizt, gekühlt) und außen (dem Klima ausgesetzt) trennt.

Was für die Gebäudehülle gilt, setzt sich im Innenraum fort. Offene, fließende Raumkonzepte, wie sie von Le Corbusier bis Zaha Hadid realisiert wurden, aber auch bei den genannten Bauten von Steidle/Thut. Behnisch und Hertzberger zu finden sind, mögen energetisch einigermaßen beherrschbar sein, ökologisch sinnvoll sind sie nicht. Konvektion und Kaminwirkung in der Vertikalen führen zu energetischem Mehraufwand gegenüber Grundrissen mit abgeschlossenen Räumen; dort sind auch unterschiedliche, dem Gebrauch angepasste Temperaturniveaus leicht zu realisieren. Wer energieeffiziente Bauten etwa von Hermann Kaufmann untersucht. wird feststellen, wie viel raumkonzeptionelle Zurücknahme hier herrscht: die Innovationen finden sich anderswo, in der Fertigung und im Energiekonzept.

Dem gegenüber versuchen andere Kollegen, unter den Idealen der Moderne wenigstens die Transparenz zu retten, wie beispielsweise Werner Sobek mit seinem Wohnhaus R 128. Die vollkommene Transparenz ist hier nur durch eine aufwändige Verglasung und Gebäudetechnik zu erzielen – man vergleiche diese dreifach verglaste technische Wunderkiste mit Bauten der Nachkriegsmoderne, wie dem Farnsworth-House, Philip Johnsons Glass-

House oder den Case-Study-Homes in Californien. Als Experiment hat R128 sicherlich seine Berechtigung. Mit einer solchen Glaskiste kann man Probleme lösen, die man ohne sie gar nicht hätte; sie ist exemplarisch für die rasante Entwicklung des Glasbaus seit den 1990er Jahren. Dabei ist es tatsächlich gelungen, Transparenz und Energieeffizienz (wenigstens im Gebrauch) teilweise miteinander zu verbinden – aber mit welchem Aufwand und um welchen Preis! Die rechnerisch nachgewiesene Energieeffizienz ist hier nicht gleichzusetzen mit Ökologie.

Wir sehen also, dass ganze Architekturströmungen der Moderne und viele ihrer Hauptwerke den Prinzipien und Anforderungen ökologischen Bauens widersprechen. Dagegen scheinen vormoderne Raumkonzepte den Anforderungen ökologischen Bauens optimal zu genügen, wie denn auch der Rückgriff auf traditionelle Bauweisen Konjunktur hat. Geschlossene, nicht zu stark profilierte Baukörper, Lochfassaden, speicherfähige Außenwände, Raumzellengrundrisse mit abgeschlossenen Räumen sind keine Erfindung, aber gut mit den Erfordernissen energieeffizienten Bauens vereinbar. Und weil die Gründerzeit so lange zurückliegt, kann man das ganz Alte auch als neu verkaufen: Das Marketing von Carlo Baumschlager ist nur zu bewundern, wenn es ihm gelingt, schon in der Bauphase starkes fachöffentliches Interesse zu wecken für sein Projekt 2226, das mit eigentlich alten Hüten (75 cm starken Ziegelwänden und relativ kleinen Öffnungen, allerdings unterstützt durch moderne Gebäudetechnik) den klassischen wärme- und feuchtespeichernden Massivbau als große Neuigkeit verkauft. (Einige Berliner Kollegen tun dies allerdings schon seit einer ganzen Weile).

Es spricht vieles dafür, auch jenseits nostalgischer Vergangenheitsverklärung aus der Tradition zu lernen. Dies auch schon deshalb, weil gerade traditionelle Bauformen Erfahrung darin hatten, mit wenigen Ressourcen auszukommen, auch wenn der Hintergrund ein anderer war: man sparte Ressourcen nicht aus ökologischen Gründen, sondern einfach deshalb, weil man nicht so viel davon hatte. Aber es schadet auch nicht, sich einzugestehen, dass damit viele Freiheiten und räumliche Utopien der Moderne verloren gehen. Es ist sinnvoller (und ökologischer), neue Spielräume architektonischen Entwerfens an anderer Stelle zu suchen, als mit hohem Aufwand auf der Verwirklichung früherer Ideale zu bestehen.

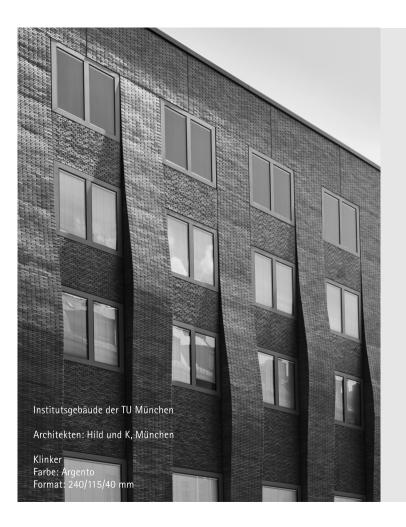
SIEBEN FRAGEN AN

SAMPO WIDMANN

- 1. Warum haben Sie Architektur studiert? "nicht begabt genug fuer die akademie und im rechnen schwach", sagte professor franz hart in meiner allerersten vorlesung, es hat mich nicht gebremst.
- 2. Welches Vorbild haben Sie? vorbilder gibt's viele: der vielfuesser, weil er, ganz ohne zertifikat, komplexe koordinationsaufgaben mit beeindruckender praezision loest und stillhalten kann dann aber auch: bernard moitessier, tiziano terzani, walter segal, ralph erskine,... idole habe ich nicht.
- 3. Was war Ihre größte Niederlage? die groesste niederlage ist stets die zuletzt erlebte, so lange, bis ich genug daraus gelernt

habe. enttaeuschungen gibt es etliche: wettbewerbsarbeiten, die keinen preis bekamen, geliebte projekte, die nicht gebaut wurden, engstirniges denken und phantasielosigkeit, wo ich es nicht erwartet hatte: besonders enttaeuschend bei oeffentlichen auftraggebern, erschreckend beim denkmalschutz, ...

- 4. Was war Ihr größter Erfolg?
- gefunden zu haben, was mich gluecklich macht. beispiele in beliebiger reihenfolge: im 5. semester ploetzlich zu erkennen, welch schoenen und sozialen beruf ich gewaehlt habe; den mut zu haben, mit einem kleinen holzhaus in die selbststaendigkeit zu starten; die freude, meine auftraggeber herauszufordern und zufriedenzustellen; das glueck, an der fachhochschule unterrichten zu duerfen; das glueck, auf eigenem kiel und mit eigener hand um die welt gesegelt zu sein; mit dank an meine wunderbare frau monica und schließlich: (fast) alle meine bauprojekte waren mühsam, bis ich und die bauherren mit ihnen zufrieden waren.
- 5. Was wäre Ihr Traumprojekt? traumhafte projekte kann ich mir immer wieder und staendig neue vorstellen. manchmal moechte ich gar nicht aufwachen.
- 6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt? ich bin zufrieden mit meinem leben, mit meinem schoepferischen werk. es ist luft nach oben, ich habe immer noch viele ideen.
- 7. Was erwarten Sie vom BDA? eine qualitative herausforderung zu sein und zu stellen, einen qualitativen rueckhalt zu bieten.



Klinker-Fassaden

Aus dem GIMA-Produktsortiment

- Klinker
- Klinker-Riegelformat
- EURO-Modul-Klinker
- Terrakotta-Fassaden
- Altbaierische Handschlagziegel
- Akustikziegel
- Ziegelsichtmauerwerk-Fertigelemente

Girnghuber GmbH Ludwig-Girnghuber-Straße 1 84163 Marklkofen Telefon 08732-24-0 Telefax 08732-24-200 www.qima-ziegel.de



BDA

KAMMERWAHL 2016

Die Mitgliederversammlung des Landesverbandes hat im November 2014 Karlheinz Beer zum Spitzenkandidaten des BDA Bayern für die Wahl 2016 zur Vertreterversammlung der Bayerischen Architektenkammer benannt.

Mit einem Fünf-Punkte-Programm "ZUKUNFT GESTALTEN. FÜR EINE AKTIVE KAMMER" will der BDA Bayern in der Bayerischen Architektenkammer mit einem neuen Präsidenten Akzente setzen. Die sich stetig verändernden Rahmenbedingungen stellen Architekten vor immer stärkere Herausforderungen. Der BDA Bayern ist bereit, durch sein Engagement DIE ZUKUNFT UNSERES BERUFS neu zu gestalten und im Interesse der Gesellschaft die Baukultur zu bewahren und mit Qualität

und Vielfalt weiterzuentwickeln. Mit einer AKTIVEN KAMMER FÜR UNSERE INTERESSEN wird unser Berufsstand auf allen Ebenen – in den Kommunen, in den Ländern, im Bund und in der EU – wirkungsvoll vertreten. Mit einer STIMME FÜR ANGESTELL-**TE** setzen wir uns für ihre beruflichen Interessen ein. Themen, wie beispielsweise ihre angemessene Entlohnung, Sicherheit in der Karriereplanung und Mitgestaltung der Kammerarbeit sind unser Anliegen. EINE GUTE AUS- UND FORTBILDUNG, die mit umfassendem Wissen zum interdisziplinären Arbeiten befähigt und Raum für kreative Entfaltung lässt, erfordert für alle Studierenden eine angemessene Studieneinzeit von fünf Jahren. Permanente Fortbildung erhält und fördert die Qualifikation und die Kompetenz. EINE OFFENE UND TRANSPARENTE ZUSAMMENARBEIT steht für einen sachorientierten und kollegialen Austausch mit allen Mitgliedern und Akteuren der Bayerischen Architektenkammer und für eine Kammer, die den Dialog mit der Öffentlichkeit intensiviert und für die Interessen unseres Berufsstands sensibilisiert. > mehr im nächsten Heft

Die Arbeitsgruppe Kammerwahl 2016

NEUWAHLEN DES LANDES-VORSTANDES

Die Mitgliederversammlung des BDA Bayern hat in ihrer Sitzung vom 28. November 2014 im Lenbachhaus in München Karlheinz Beer als Vorsitzenden, Lydia Haack als stellvertretende Vorsitzende und Robert Fischer als Schatzmeister mit großer Mehrheit wiedergewählt. Auch die Beisitzer wurden mit deutlicher Mehrheit im Amt bestätigt.

Der neue Landesvorstand Bayern:

Vorsitzender: Karlheinz Beer

Stellvertretende Vorsitzende: Lydia Haack

Schatzmeister: Robert Fischer

Beisitzer:

Georg Brechensbauer (München-Oberbayern) Karin Schmid (München-Oberbayern) Peter Kuchenreuther (Nürnberg-Mittelfranken-Oberfranken)

Jörg Heiler (Augsburg-Schwaben) Georg Redelbach (Würzburg-Unterfranken) Nikolaus Neuleitner (Regensburg-Niederbayern-Oberpfalz)

Des Weiteren gehören dem Landesvorstand kraft Amtes das Präsidiumsmitglied (Erwien

Wachter), die Vorsitzenden der Kreisverbände (Robert Rechenauer, Annemarie Bosch, Roman Adrianowytsch, Rainer Kriebel, Jakob Oberpriller), der Vorsitzende der Stiftung BDA Bayern e.V. (Hannes Rössler) und die Vorstandsmitglieder der Bayerischen Architektenkammer (Rudolf Scherzer, Karlheinz Beer, Ingrid Burgstaller, Volker Heid) an. Kooptiertes Mitglied des Landesvorstandes ist der Chefredakteur der BDA Informationen (Erwien Wachter).

DEM ABBRUCH NÄHER ALS DEM AUFBRUCH

Der Frankenhof Erlangen – ein Bauwerk von Werner Wirsing *Annemarie Bosch*

Seine Gestalt und sein in der Entstehungszeit einmaliges soziales und funktionales Gefüge machen den Frankenhof zu einem der bemerkenswertesten Gebäude der 1960er Jahre in Erlangen. Anerkanntermaßen steht der Frankenhof seit 2012 unter Denkmalschutz. Doch bereits heute ist dieses Baudenkmal schon wieder bedroht: mit der Auslobung eines Wettbewerbs, der die Wahlmöglichkeit zwischen Abbruch und Neubau einerseits sowie einer Generalsanierung mit erheblicher Nachverdichtung andererseits zulässt.

Um die Vertreter der Stadt von der Notwendigkeit des Erhalts dieses Gebäudes mit seinem hohen baukulturellen Wert zu überzeugen, organisierte der BDA Kreisverband Nürnberg-Mittelfranken-Oberfranken jeweils 2013 und 2014 eine Veranstaltung. "Denkmalschutz als Chance" war der Titel der Diskussionsrunde im April 2013, die der Journalist und Architekturkritiker Wilhelm Warning moderierte. Zur Erhärtung des Anliegens fand im Oktober 2014 eine weitere Gesprächsrunde mit interdisziplinärer Besetzung statt, die Ira Mazzoni moderierte. Das Thema: "Der Frankenhof in Erlangen: Architektur und Programm. Was braucht die Stadt, wo und wieviel davon?". Diese Veranstaltung fand im Rahmen einer Ausstellung über Werner Wirsing im Frankenhof statt.

Gleichwohl ist mit großem Bedauern festzustellen, dass die Verantwortlichen aus Politik und Verwaltung kein Verständnis für einen verantwortungsvollen Umgang mit diesem Baudenkmal zeigen. Der

Wettbewerb wurde unverändert ausgelobt. Eine Entscheidung, die mehrere Themen aufwirft.

Erstens: Was ist der Denkmalschutz für ein Bauwerk noch wert, wenn es über einen Wettbewerb einem möglichen Abriss ausgesetzt werden kann?

Zweitens: Indem die Bayerische Architektenkammer diesen Wettbewerb registriert hat, zieht sie sich – so hat es den Anschein – zum einen auf formale Belange zurück, ohne in ihrer beratenden Funktion die baukulturelle Brisanz dieses Vorhabens zu berücksichtigen und leistet zum anderen der Gefahr Vorschub, dass am Ende des zeit- und kostenintensiven Verfahrens nicht zwingend vergleichbare Ergebnisse herauskommen. Ein weiterer Schaden für das Wettbewerbswesen wird riskiert.

Drittens: Im Kern aber geht es um die Frage der Wertschätzung, die der Architektenschaft entgegengebracht wird und damit letztlich um die Zukunft unserer "Zunft". Ein Aufbruch zu mehr Durchsetzungskraft ist hier dringend geboten.

Viertens: Damit nicht auch noch die Glaubwürdigkeit der Architekten Schaden nimmt, ist bei diesem Wettbewerb eine mutige Haltung zum NEIN wünschenswert.



ass

Architekten- & Ingenieur Assecuranzmakler GmbH

SICHERHEIT

für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de



NEUE MEDIEN – HAFTUNGS-GEFAHREN NACH VOB/B FÜR OBJEKTÜBERWACHER UND OBJEKTBETREUER

Die asscura informiert Thomas Schmitt

In der heutigen Zeit findet bekanntlich ein großer Teil der gesamten Baukommunikation zwischen den baubeteiligten Personen über elektronischen Medien statt. So erheben Architekten und Ingenieure, die die Objektüberwachung oder die Objektbetreuung (Leistungsphase 8 bzw. 9 der HOAI) gegenüber dem Bauherren als Leistungserbringung übernommen haben, notwendige Mangelrügen gegenüber dem Bauunternehmer gerne per E-Mail. Damit begibt sich der für den Bauherrn handelnde Objektbetreuer bei einem VOB/B-Bauvertrag allerdings in große Gefahr! Dies wird aus einem aktuellen Urteil des Landgerichts Frankfurt vom 8.1.2015, AZ 2-220 O 229/13 deutlich. Dort erfolgte die erhobene Mangelrüge gegenüber dem Bauunternehmer mittels einfacher E-Mail ohne eine sogenannte qualifizierte elektronische Signatur. Das Landgericht urteilte in diesem aktuellen Fall, dass die Schadensersatzforderung des Bauherrn gegenüber dem Bauunternehmer wegen mangelhafter Bau-

leistung alleine aufgrund der vom Architekten benutzten Form der erhobenen Mangelrüge (per E-Mail) und dem dadurch gegebenen Verjährungseintritt abzuweisen war. Zwar besteht nach § 13 Abs. 5 Nr. 1, S. 2 VOB/B grundsätzlich eine verjährungsfristverlängernde Wirkung um zwei Jahre ("Quasi-Unterbrechung"), iedoch erfordert der Wortlaut der VOR/R-Vorschrift an dieser Stelle ausdrücklich den Zugang einer schriftlichen Mangelrüge beim Bauunternehmer. Eine normale E-Mail stellt jedoch, wie das Gericht in seinem Urteil feststellte, keine solche schriftliche Mängelanzeige nach der VOB/B dar. Gemäß § 126 Abs. 1 BGB erfordert nämlich auch die in der VOB/B niedergelegte Schriftform, dass die Mängelanzeige vom Anzeigenden eigenhändig durch Namensunterschrift oder mittels notariell beglaubigtem Handzeichen unterzeichnet werden muss. Diese Schriftform kann nach § 126 Abs. 3 BGB allenfalls durch die in § 126 a BGB näher geregelte elektronische Form ersetzt werden. § 126 a BGB verlangt hierfür eine sogenannte qualifizierte elektronische Signatur nach dem Signaturgesetz. Wird also weder die Schriftform nach § 126 Abs. 1 BGB noch die qualifizierte elektronische Signatur nach § 126 a BGB bei der Übermittlung einer Mängelanzeige gewählt, kann die Verjährungsfrist für Mängel nach der VOB/B nicht verlängert werden. Der Bauherr blieb schlussendlich auf seinen Schadenersatzforderungen gegenüber dem Bauunternehmer aufgrund Formfehler (Versendung mittels einfacher E-Mail) sitzen. Er wird sich allerdings weiter an den für ihn handelnden Objektbetreuer halten, der durch seine unzureichende Handlung den Nichteintritt der verjährungsverlängernden Wirkung verursacht hat. Ergänzend zu dem vom LG Frankfurt behandelten (Objektbetreuer-) Fall ist zu verweisen, dass die VOB/B auch noch in anderen wichtigen Bereichen das benannte Schriftformerfordernis vorsieht; so etwa im Bereich einer für den Auftraggeber als Objektüberwacher durchzuführenden Kündigung nach § 8 Abs. 5 VOB/B. Auch dort gilt: Die Verwendung einer einfachen E-Mail genügt nicht und stellt eine erhebliche Haftungsgefahr für Architekten und Ingenieure dar!



FÖRDERBEITRAG

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Prof. Dr.-lng. Gunter Henn Henn GmbH

Georg Brechensbauer Brechensbauer Weinhart + Partner

Christian Brückner Brückner & Brückner Architekten GmbH

Peter Brückner Brückner & Brückner Architekten GmbH

Henning Dickhoff A+P Architekten

Thomas Eckert Dömges Architekten

Robert Fischer Dömges Architekten

Herbert Hösle Behnisch Architekten München

Rainer Hofmann Bogevischs Büro GmbH Ludwig Karl

Karl + Probst Architekten

Walter Landherr Landherr Architekten

Prof. Hans Nickl

Nickl & Partner Architekten AG

Wolfgang Obel Obel und Partner GbR

Ritz Ritzer bogevischs büro

Claus Weinhart

Brechensbauer Weinhart + Partner

Peter Ackermann Ackermann Architekten

Marcus Allmann Allmann Sattler Wappner

Karlheinz Beer

Büro für Architektur und Stadtplanung

Rolf Bickel bickelarchitekten

Laurent Brückner Brückner Architekten Rüdiger Leo Fritsch

Fritsch + Tschaidse Architekten GmbH

Karl-Heinz Greim Greim Architekten

Stephan Häublein H2M Architekten

Volker Heid Bernhard Heid Architekten

Wolfram Heid Bernhard Heid Architekten

Joachim Jürke Jürke Architekten

Martin Kopp F64 Architekten GbR

Peter Kuchenreuther Kuchenreuther Architekt

Eckhard Kunzendorf Architekturbüro

Philip Leube F64 Architekten GbR

Rainer Lindermayr F64 Architekten GbR

Thomas Meusburger F64 Architekten GbR

Johannes Müller H2M Architekten

Christoph Maas Architekturbüro GmbH

Amandus Sattler Allmann Sattler Wappner

Stepahn Walter F64 Architekten GbR

Ludwig Wappner Allmann Sattler Wappner

Michael Ziller Zillerplus Architekten und Stadtplaner

PERSÖNLICHES

GERD ALBERS †

Ulrich Holzscheiter

Der Lotse ist von Bord gegangen. Ein letztes Mal salutieren wir, nein, nicht schneidig und stramm mit an die Schläfe angelegter Hand, schweigend, mit gesenkten Armen und gesenktem Haupt. Wir verneigen uns vor Deutschlands erstem Denker und Lenker im Städtebau der Nachkriegsjahrzehnte, vor einem Mann, dessen ganz außergewöhnlich erfülltes Leben am letzten Januartag dieses Jahres zu Ende ging. Noch wenige Wochen zuvor hielt Gerd Albers bei den Feiern zu seinem 95sten Geburtstag in großem Kreise Rückschau auf dieses Leben, gebeugt und erschöpft, nicht mehr in der majestätischen Körperhaltung, die ihm immer zu eigen war, aber unverändert mit dem Esprit und der

Eloquenz, über die in unserer Profession nur er verfügte.

Wir, die wir ihn an seinem Lehrstuhl über viele Jahre begleiteten, haben Gerd Albers in den unterschiedlichsten Facetten seiner Persönlichkeit erlebt und kennengelernt. Da war zuerst der großgewachsene Hanseat mit seiner unerhört charismatischen Ausstrahlung, mit seinen schönen, markanten Gesichtszügen und der mächtigen Stirn, da war der hinter dieser Stirn messerscharf urteilende und sein Urteil brillant artikulierende, gelegentlich unnahbar erscheinende Professor, da war der beeindruckend gebildete, sich auf jedem gesellschaftlichen Parkett souverän bewegende Grandseigneur und da war nicht zuletzt der liebevolle private Gerd Albers, den mit seiner Frau und seinem Sohn ein ganz enges, harmonisches Beieinander und mit seinen Freunden ein herzlichvergnügtes Miteinander felsenfest verband.

Wir, die wir ihn an seinem Lehrstuhl über viele Jahre begleiteten, hatten dazu beitragen können, dass dieser Lehrstuhl innerhalb und außerhalb der Fakultät als ein besonderer Ort galt, ein Ort frei von Übellaunigkeit und Hackordnungen, frei von Übereifer und Kleingeist. Und freilich war es zuallererst Gerd Albers, der Chef, der mit seiner höchst ambitionierten,

aber eben auch fröhlichen Wissenschaft und mit seiner beispielhaft engagierten, aber eben auch heiteren Lehre für diesen Großgeist an diesem besonderen Ort stand.

Wir, die wir ihn an seinem Lehrstuhl über viele Jahre begleiteten, taten dies mit allergrößtem, aber dennoch gelegentlich auch kritischem Respekt. Einige der jüngeren in seiner Mannschaft, darunter der Verfasser dieser Zeilen, waren vom aufrührerischen Geist der späten 1960er Jahre zumindest angehaucht. Gerd Albers' Positionen in den zentralen Fragen nach der wahren, der guten und der schönen Stadt erschienen uns in jenen Jahren zu distanziert, zu wenig leidenschaftlich. Den Vordenker haben wir in ihm erkannt, einen Vorkämpfer aber nicht.

In unserer ungeduldigen Wahrnehmung diente ihm sein profunder Überblick über den Wandel der Wertvorstellungen im Städtebau als Nährboden, um auf eine für uns fragwürdige Weise jedweden, insbesondere den verfestigten Leitbildern misstrauisch zu begegnen. Sein Verständnis der Stadtplanung als ein nicht deterministisch auf einen statischen Zielzustand ausgerichteter Vorgang, sondern als ein stetiger, offener Prozess war in unseren Augen hinderlich, um ein uns unerlässlich erscheinendes, anschauliches Bild nicht der Stadt als Ganzes, wohl aber ihrer Teile formen zu können.

Und auch in der Bewertung des Städtebaus der Nachkriegsmoderne konnten wir Gerd Albers nicht immer folgen. In den 1980er Jahren führten uns die gemeinsamen Wege einmal nach Amsterdam in den Trabantenstadtteil Bijlmermeer. Es gab für uns junge Hochschullehrer keinen Zweifel daran, dass wir vor einem gewaltigen, in Beton gegossenen städtebaulichen Debakel stan-

den. Unser Chef hielt dagegen. Der strukturellen Konsequenz, der Verkehrskonzeption mit getrennten Zirkulationen für Kraft- und Fußgängerverkehr und den wohnhygienischen Qualitäten konnte er durchaus etwas abgewinnen.

Wir haben Gerd Albers' unerbittliches Bemühen um ein besonnenes Urteil – worüber auch immer – erst viele Jahre später würdigen können. Neben vielem anderem beeindruckte er uns hingegen von der ersten Begegnung an mit der erstaunlichen Bescheidenheit in seiner alltäglichen Lebensführung, in seiner Wohnweise, seiner Garderobe, seinen Essgewohnheiten. Während beispielsweise den Professorenkollegen zum Mittagstisch in der Osteria nebenan Trüffelpasta und Barolo gereicht wurden, ließ sich unser Chef ein Hackfleischbrötchen und einen Pappbecher Vanilleeismilch aus einem amerikanischen Schnellrestaurant bringen.

Diese gelegentlichen Verpflegungsvorlieben haben wir nicht mit ihm geteilt, so manche Flasche Rotwein aber schon – nach Lehrstuhlbesprechungen, Notenkonferenzen, Gremiumssitzungen, auf Studienreisen in Brüssel und in London, in Paris und in Zürich, in Brügge, Kopenhagen, Amsterdam und Locarno, aber auch vor Ort in Laim und in Germering. In entspannter Atmosphäre schlug er uns dann mit einer faszinierenden Erzählkunst, mit herrlichem Humor, mit wortmächtigen Berichten von Erlebnissen und Begegnungen in seinen Bann. So etwa mit Schilderungen von den Lehrstunden bei einem kauzigen Mies van der Rohe in Chicago, von der Preisgerichtsschlacht mit Egon Eiermann beim Wettbewerb für die Olympischen Sportstätten in München oder von einer Zufallsbegegnung mit Ernst May im Schnellzug nach Hamburg. Einen Ausspruch von May zitierte Gerd Albers übrigens gerne: "Der Städtebauer

braucht eine so dicke Haut, dass er ohne Rückgrat darin stehen kann."

Zu dieser Sorte von Städtebauern gehörte unser Chef aber nicht. Sein Rückgrat war dermaßen stark und grad, dass er sich eine papierdünne Haut hätte leisten können. Mit seiner Autorität, seinem Wissen, seinen unerhört gründlich reflektierten Einsichten behielt Gerd Albers in jedem Disput spielerisch die Oberhand. Auf manchen Widersacher, der vergeblich auf eine dünnhäutig nervöse Reaktion gehofft hatte, wirkte seine intellektuelle Überlegenheit erdrückend. Gerd Albers war ein Mann von wirklich seltenem Format, jede Begegnung mit ihm geriet zu einer großen Bereicherung. Es wird diese Begegnungen nun nicht mehr geben, die Bereicherungen aber bleiben. Ihm, dem tief Verehrten ein ehrendes Andenken bewahren zu wollen, muss nicht beteuert werden. Es ist nichts anderes möglich.

Zum Werdegang von Prof.em. Dr.-Ing. Dr.h.c.mult. Gerd Albers, zu seinen inner- und außerakademischen Meriten, Funktionen und Ämtern, zu seinen Publikationen und zu seinen Ehrungen siehe u.a.: http://de.wikipedia.org/wiki/Gerd_Albers oder http://www.bda-bayern.de/aktuelles/meldungen

LESEN – LUST UND FRUST

DAS FÄHNLEIN DER AUFRECHTEN

Andreas Denk

Das kleine rote Büchlein vereint unter dem Moto "Kritik der Kritik" elf Gespräche, die der Münchner Architekt Michael Gebhard in den vergangenen Jahren mit Architekturkritikern geführt hat. Erschienen sind die Texte zwischen 2007 und 2013 im Mitteilungsblatt des BDA Bayern, den verdienstvollen "Braunen Blättern". Die Beiträge, zumeist gut gestellte Fragen und gut redigierte Antworten, werfen ein vielsagendes Licht auf die heutige Kritikerszene.

Fast allen Befragten zueigen ist ein pädagogischer Furor, der die eigene Tätigkeit idealisiert und als Dienst an der Gesellschaft interpretieren lässt. Kritik dient der Verbesserung des Klimas für Architektur (Friedrich Achleitner). Sie hilft mitunter, gute Architekturbüros zu fördern (Wolfgang Jean Stock). Methodische Probleme der sprachlichen Übersetzung architektonischer Sachverhalte sind bewusst (Ursula Baus) und werden unter der Maßgabe gelöst, dass der Leser verstehen soll, was gemeint ist (Hanno Rauterberg). Mitunter besteht die Auffassung, dass eine gute Vermittlung notwendiger ist als eine fachmännische Kritik (Roman Hollenstein).

Viele behaupten, dass ihre Arbeit wirkungslos ist (Benedikt Loderer), hoffen aber das Gegenteil (Wojciech Czajda). Nicht wenige sehen die Architekturkritik in der Krise, weil sie mehr und mehr zur Public Relation geworden ist (Claus Käpplinger). Andere glauben, der Architekturkritik ginge es so gut wie nie zuvor, weil sich immer mehr Menschen für ihr Sujet interessierten (Niklas Maak). Eigentliche Architekturkritik findet am ehesten in den Tageszeitungen statt, weil die Fachzeitschriften finanziell zu abhängig sind, um sich kontinuierlich kritische Meinungen erlauben zu können (Wolfgang Bachmann). Das Internet ist eine Chance, aber kein Allheilmittel (Gerhard Matzig). Architektur ist eine Kunst (Rauterberg). Architektur ist keine Kunst (Käpplinger), die einzig mögliche Kritik ist das Gegenprojekt (Achleitner). Über das eigentlich Kritische der Kritik haben sich die Beteiligten indes nur selten geäußert: Die Kriterien der Kritiker bleiben – wie fast immer – unausgesprochen.

Gebhard, Michael (Hrsg.): Kritik der Kritik. 11 Gespräche zur Architekturkritik, 110 S., 24,90 Euro, Verlag Dölling und Galitz, München 2014

DER SOMMER GEHT WEITER. DER SOMMER ...

Erwien Wachter

Das Ende der Nachkriegsiahre, die protestantische Enge, die Umklammerung durch die Sowietunion, die Rebellion der 1968er und die sozialdemokratische Transformation des Landes bis zu den gescheiterten Utopien in Finnland gegen Ende der 1970er Jahre bilden den Hintergrund des Romans von Markku Kivinen, geboren 1951 in Helsinki, der das Seelenleben der grünen Mustersiedlung Tapiola beschreibt. Tapiola, heute einer der Vororte von Espoo, der Zwillingsstadt Helsinkis, wurde in den 50er und 60er Jahren des vergangenen Jahrhunderts unter Mitwirkung führender finnischer Architekten wie Aarne Ervi, Viljo Rewell oder Otto I. Meurmann geplant und gebaut. Mit seiner schönen Umgebung und seiner Weitläufigkeit, seiner modernen Hochhausarchitektur und seiner sozial gemischten Bevölkerung stellt Tapiola eine steingewordene soziale Utopie seiner Zeit dar. Autoritäre Strukturen und Doppelmoral rufen eine Jugendprotestbewegung auf den Plan, und es zeigt sich, dass auch eine noch so schöne Welt sich nicht zwangsläufig konfliktfrei entwickelt

Der Sommer geht weiter. Der Sommer ... Diese Zeile des bereits 1965 verstorbenen finnischen Dichters Lauri Viita bildet gewissermaßen die atmosphärische Kulisse für eine Geschichte, die in mehreren parallelen Welten verschiedene Biografien mit ihren Abgründen und Höhenflügen aber auch ihrer Durchschnittlichkeit verknüpft. Wie es im wirklichen Leben eben so passiert, entwickeln sich im Lauf des Romans die fünf Protagonisten auseinander, und doch erscheint jede Figur für sich immer wieder, als provoziere sie die Suche nach immer neuen Zusammenhängen, nach immer neuen Bindungen zu den anderen. Der Leser allerdings kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass iede Figur des Ensembles wiederum selbst in monologischen Betrachtungen verbleibt. Die Protagonisten, fünf junge Menschen, erzählen, wie es sich hier in Tapiola lebt: der politisch engagierte "Pena", der bäuerlich einfältige "Timo", der sozial benachteiligte und ausgegrenzte "Kojote", der "Stockfisch", dem mit Drogen handelnden Sohn eines wohlhabenden Kleinunternehmers und schließlich Maria-Liisa, der von einem Schüler geschwängerten Lehrerin, die sich nach einem lustbetonten, sinnenfrohen und gedanklich erfüllten Leben sehnt. Ein philosophisch-weltanschaulich reflektierendes "Ich" fügt die Bausteine dieser sehr

unterschiedlichen sozialen Herkünfte und Zukunftserwartungen zu einem anschaulichen Abbild einer von den Wirren ihrer Zeit und der Geschichte ihres Landes betroffenen Jugend zusammen.

"Man kann sehen, wie das alte Finnland unwiederbringlich verschwindet", lässt Markku Kivinen den politisch motivierten Pena an einer Stelle sagen, und was so trauernd klingt, steht vielleicht für ein trauriges kleines Buch, aber eher ist es ein aufschlussreiches Spiegelbild der Konflikte einer Zeit, in der Sehnsucht sowohl im Blick in die Geschichte als auch in ein hoffnungsvolles Morgen durch die Sprache der "Wiederaufbau-Generation" viele der Eigenheiten dieses "merkwürdigen Landes" im fernen europäischen Norden zum Verstehen verhilft.

Kivinen, Markku, Betongötter. Eine literarische Sozialgeschichte Finnlands. Roman. 175 Seiten, 21,95 Euro, Verlag Secession, Berlin und Zürich 2014

ÖSTERREICH KOCHT BESSER!

Michael Gebhard

Man muss nicht in der Bratpfanne gelegen zu haben, um über Schnitzel zu schreiben. So hat es schon Maxim Gorki ausgedrückt. und so ist es auch. Man muss allerdings des öfteren die deutsche Landesgrenze überschritten haben und auf österreichischem Boden gespeist haben, um die eklatanten Unterschiede zwischen Speisen zubereiten und kochen zu kennen. Gerade bei den so alltäglichen Speisen, wie beispielsweise dem klassischen Wiener Schnitzel. Flach und breitliegend, manchmal auch weit überlappend, leicht gebräunt, in feine Falten gelegt, wie ein lockeres Tuch sorgfältig übers Fleisch gelegt die dünne knusprig-feinkörnige Panade. Leichte Würze schadet dabei nicht. Zart in Konsistenz und gut geklopft, ebenso zart im Geschmack das Fleisch. Dazu Kartoffelgurkensalat. So sieht ein Gedicht aus und so schmeckt es auch. Eigentlich sollte man meinen, dass inzwischen jeder weiß, wie man ein solches Schnitzel zubereitet. Die gastronomischen Erlebnisse mit dem, was sich diesseits der Grenze auch Schnitzel nennt, bestätigen diese These leider gar nicht.

Doch hier ist Abhilfe nah. Ein neues Kochbuch vom österreichischen Starkoch Berni Rieder, "Österreichische Küche, reloaded" betitelt. Rieder hat sich zum Ziel gesetzt, klassische Rezepte, wie das Wiener Schnitzel, neu aufzuladen und zeittypisch zu interpretieren. Wurde die österreichische Küche im 19. Jahrhundert unter anderem von böhmischen, ungarischen, tschechischen und italienischen Einflüssen bereichert, so könnten das heute asiatische, nah- und fernöstliche oder lateinamerikanische Einflüsse sein. Das beweist Bernie Rieder mit seinem Buch eindrücklich. Gegliedert

in die Kapitel Vorspeisen, Suppen, Salate, Gemüse, Knödel, Nockerl & Nudeln, Fisch & Co, Hendl, Reis & Co, Schwein, Rind, Erdäpfel und last but not least Süßes finden wir Gerichte wie Bratwurstsalat mit Lauchpesto und Mozzarella, Schweinsbraten DimSum mit Muskatellerkraut, Paradeiser-Basilikumknödel, Bachforelle mit gebratenem Pfirsich und Senf, Rinderfiletsteak in Schokoladen-Chilly-Sauce und zuletzt der süße Abschluss, der göttliche Mohnschmarrn mit Zwetschgenröster. Das alles ist nur ein kleiner Auszug aus Rieders weltweit gespannten Assoziationen zu einer in ihrer Basis österreichischen Küche.

Ein Kochbuch mag sich noch so verführerisch lesen und betrachten lassen, seinen wahren Wert erkennen wir erst, wenn damit wirklich gekocht wurde. Stimmen die Mengenverhältnisse und die angegebenen Zeiten, handelt es sich um handhabbare alltagstaugliche Gerichte mit Zutaten, die mit vertretbarem Aufwand an Zeit und Geld zu erwerben sind, oder handelt es sich um eine fantastische Kochblase, die bei genauerer Betrachtung und praktischer Prüfung schnell zerplatzt und nach höchsten Erwartungen nichts als Enttäuschung hinterlässt. Die bisher hier vorgenommene Praxisprüfung lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Hier freut sich das Schnitzel

auf die Pfanne, hier schmust die Blunzen mit dem Erdapfel und aus gewöhnlichem Schmarrn wird eine in ihrer dunklen Schwere ungeahnt verführerische Köstlichkeit gezaubert. Oder in pragmatischer Kurzfassung: alltagstauglich, praxisnah und köstlich neuvertraut. Was will man mehr? Ein solches Gericht auf dem Teller und zwar auf der Stelle.

Rieder, Bernie, Österreichische Küche, reloaded; Braumüller Verlag, Wien 2014

Schließlich noch ein Hinweis auf zwei Bücher, die kurz vor Redaktionsschluss bei uns eingegangen sind:

Reem Almannai (in Kooperation mit dem Lehrstuhl für Entwerfen und Konstruieren Prof. Florian Nagler TUM), Josef Wiedemann. Die Wirkung der Dinge: Drei Bauten des Münchner Architekten; mit Fotografien von The Pk. Odessa Co; Markus Lanz und Sebastian Schels, 128 Seiten mit zahlreichen, zum Teil farbigen Abbildungen und Zeichnungen, Ernst Wasmuth Verlag, Tübingen und Berlin, Dezember 2014

Rau, Cordula und Georg von Werz (Hrsg.), Helmut von Werz: Ein Architektenleben – An Architect's Life 1912-1990, 280 Seiten mit Fotografien von Florian Holzherr und Luftbildern von Rainer Viertlböck, Verlag Birkhäuser, Basel 2014



Das Fassaden-System der Zukunft

-vorgehängt, hinterlüftet, wärmegedämmt.

Die LONGOTON®-Ziegelfassade, großformatige keramische Fassadenplatten mit Längen bis 3.000 mm.

> Moeding Keramikfassaden GmbH Ludwig-Girnghuber-Straße 1 84163 Marklkofen Germany

Telefon + 49 (0) 87 32 / 24 60 0 Telefax + 49 (0) 87 32 / 24 66 9

www.moeding.de



RANDBEMERKT

Der Bundesfinanzhof hat mit Urteil vom 14.5.2014 Aktenzeichen VIII R 5 20/11. veröffentlicht am 8. Oktober 2014, ein für bilanzierende Planergesellschaften wegweisendes Urteil zu Behandlung von erhaltenen Abschlagszahlungen gefällt. Bei einem Planervertrag, das heißt bei einem Werkvertrag, ist für den Bundesfinanzhof die Leistung des Planers "tatsächlich erfüllt", wenn sie tatsächlich erbracht ist. Dies hat nach Auffassung des Bundesfinanzhofs nichts damit zu tun, dass bei Werkverträgen grundsätzlich die Übergabe und die Abnahme des Werks gemäß § 640 BGB noch erforderlich ist. Die handels- und steuerrechtliche Gewinnrealisierung ist bereits durch die tatsächliche Erfüllung herbeigeführt. Insoweit hat der BFH dann auch Voraussetzungen des § 8 Abs. 2 HOAI 1996 geprüft. Nach dieser Vorschrift hatte der Architekt/

Ingenieur in angemessenen zeitlichen Abständen für bereits nachgewiesene und vertragsmäßig **erbrachte Leistungen einen Anspruch auf Abschlagszahlungen**. Eine Teilabnahme setzt der Anspruch aus § 8 Abs. 2 HOAI 1996 nicht voraus. Das BFH verweist insoweit auf richterliche Rechtsprechung des für das Architektenrecht zuständigen **Bundesgerichtshofs**, dass der Planer als Auftragnehmer die Teilleistung abnahmefähig erbracht und **eine prüfbare Rechnung** wie bei der Schlussrechnung vorgelegt hat.

Eine Nacht in einer **Seilbahngondel in 2.700 Metern Höhe**. Das bietet in den französischen Alpen hoch über **Courchevel das Mitwohn-Portal Airbnb** für vier Übernachtungsgäste an. Mit einem Schneemobil geht's hinauf, und ein Luxusmenü mit einem 360 Grad Rundumblick über La Saulire macht sogar einen Fernseher überflüssig. Ein "Wow" über den Bergen.

Aus einer Studie, die Mitte Januar zur BAU 2015 in München vorgestellt wurde, geht hervor, dass ein Recyclingsystem für EPS-Abfälle aus Wärmedämmverbundsystemen (WDVS) auch weiterhin nicht in Sicht ist. Mit der stattlichen Summe von 105.000 Euro an Steuergeldern unterstützte das Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Regionalforschung (BBSR) die Studie. Um diese Summe im Rücken zu rechtfertigen mahnen die Forscher verständlicherweise weitere Verbesserungen bei der Rückbaufreundlichkeit und Produktkennzeichnung der Systeme an. Warum die WDVS-Hersteller und ihre Verbände das nicht erledigen, bleibt dabei offen. Auch wenn die Sondermüllberge aus EPS nur als Mär der Dämmstoffkritiker hingestellt werden, wird ein ernsthaft um das recyclingfähige Bauen Bemühter wohl auch weiterhin einen Bogen um Wärmedämmverbundsysteme machen.

Am 17. Oktober 2014 fand die Jurysitzung zum Deutschen Ziegelpreis 2015 im Steine-Frden-Haus in München statt. Bereits zum zweiten Mal schrieb das Ziegel Zentrum Süd e.V. in Kooperation mit dem Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit, der Baverischen Architektenkammer sowie ideellen Partnern bundesweit den Deutschen Ziegelpreis aus. Sieben Jurymitglieder befassten sich unter dem Vorsitz von Professor Dietmar Eberle (ETH Zürich) mit insgesamt 111 eingereichten Ziegelprojekten. Der Fokus lag auf energetisch vorbildlichen Bauwerken, die gestalterisch besonders überzeugen konnten. Die beiden Hauptpreise, mit ieweils 7.000 Euro dotiert, gingen an Bembé Dellinger Architekten aus Greifenberg für die bereits mehrfach ausgezeichnete Ortsmitte von Wettstetten und an den Kölner Architekten Klaus Zeller für sein sehr gelungenes Gruppenwohnprojekt in Köln-Sülz. Drei Sonderpreise wurden für die Kategorien Geschosswohnungsbau, Bauen im Bestand und Nachwuchs verliehen. Acht Anerkennungen erhielten Nachwuchs-Architekturbüros sowie herausragende Projekte in mehrschaliger Bauweise, aus dem Bereich Bauen im Bestand und Geschoßwohnungsbau. In feierlichem Rahmen nahm Ministerialdirektor Günther Hoffmann, BMUB, gemeinsam mit dem Vorstandsvorsitzenden des ZZS, Johannes Edmüller, die Verleihung vor.

Das Triadische Ballett des am Bauhaus lehrenden Malers Oskar Schlemmer wird im Juli diesen Jahres im Rahmen der Opernfestspiele 2015 im Prinzregententheater München zu sehen sein. Am 10.07.2015, 10:30 Uhr und 19:30 Uhr, am 11.07.2015, 18:00 Uhr und am 12.07.2015, 18:00 Uhr wird das Stück in einer Choreographie von Gerhard Bohner (1977), der Musik von Hans-Joachim Hespos (Einspielung vom Tonträger) in der Kostümrekonstruktion und Neufassung von Ulrike Dietrich und der Einstudierung von Colleen Scott und Ivan Liška aufgeführt.

Erwien Wachter

IMPRESSUM

Herausgegeben vom Arbeitskreis für Presse und Information im Landesverband Bayern des BDA

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr und können im Jahresabonnement für EUR 16,00 incl. Porto beim Arbeitskreis für Presse und Informationen, Geschäftsstelle des BDA-Landesverbandes Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München, Telefon 089-186061 bezogen werden.

Redaktion:

Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Dr.-Ing. Irene Meissner, Dr.-Ing. Cornelius Tafel, Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Autoren:

Dipl.-Ing. Annemarie Bosch, Nürnberg; Prof. Andreas Denk, Journalist, Bonn; Dr.-Ing. Roberto Gonzalo, München; Prof. Dipl.-Ing. Ulrich Holzscheiter, München; Dipl.-Ing. Cordula Rau, München; RA Thomas Schmitt, Augsburg

Verantwortlich für dieses Heft: Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Die vom Autor vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

Layout: Sabine Seidl

Textredaktion und Gestaltung: Monica Hoffmann Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Einsendungen werden an den Arbeitskreis für Presse und Information erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern. de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN LANDESVERBAND BAYERN